



# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

32. JAHRGANG 2 | 2003





Das ehemalige Schelztor-Gymnasium in Esslingen am Neckar, heute Sitz der Zentrale des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Rechts der Erweiterungsbau. Blick Ecke Berliner Straße/Martinstraße.

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt  
des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg

2 / 2003 32. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt  
Baden-Württemberg,  
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.  
Verantwortlich im Sinne des Presse-  
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck  
Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz  
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz  
Redaktionsausschuss: Dr. J. Breuer,  
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. H. Schäfer,  
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,  
Dr. D. Zimdars.  
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,  
Stuttgart  
Gestaltung und Herstellung:  
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart  
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,  
Nicolaus-Otto-Straße 14,  
89079 Ulm-Donautal  
Postverlagsort: 70178 Stuttgart  
E-mail: nachrichtenblatt@da.bwl.de  
Erscheinungsweise: vierteljährlich  
Auflage: 20 000  
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei  
gebleichtem Papier  
Nachdruck nur mit schriftlicher  
Genehmigung des Landesdenkmal-  
amtes. Quellenangaben und die Über-  
lassung von zwei Belegexemplaren  
an die Schriftleitung sind erforderlich.  
Bankverbindung:  
Landesoberkasse Baden-Württemberg,  
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,  
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).  
Verwendungszweck:  
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.  
bei Adressenänderung, wenden Sie  
sich bitte direkt an Frau Glass-Werner  
(Tel. 07 11/66463-203, vormittags).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage  
der Denkmalstiftung Baden-  
Württemberg bei. Sie ist kostenlos  
bei der Geschäftsstelle der Denk-  
malstiftung Baden-Württemberg,  
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart,  
erhältlich.

# Inhalt

- 137 Editorial  
Dieter Planck
- 138 Von Stuttgart nach Esslingen  
Ein Baudenkmal wird für das  
Landesdenkmalamt umgenutzt  
Ulrike Roggenbuck-Azad
- 149 Reste romanischer Kirchen  
im Rhein-Neckar-Kreis:  
Wiesloch und Ilvesheim  
Folke Damminger
- 160 Die Maßwerkfenster der Kloster-  
kirche Salem  
Zur Erhaltung und Dokumentation  
von gotischem Maßwerk  
Richard Strobel
- 168 „Weißes Silber“ aus Durlach  
Produktionsabfälle gewähren Einblick  
in den Formenschatz der Fayence-  
Manufaktur  
Uwe Gross
- 173 Im Schatten des Kirchturms:  
Drei ländliche Pfarrhäuser in Ober-  
schwaben  
Sabine Kraume-Probst / Michael Ruhland
- Denkmalporträt
- 182 Damals ein Novum: die Glas-  
vorhangsfassade  
Ehemaliges Verwaltungs-  
gebäude der französischen Armee  
in Baden-Baden  
Clemens Kieser
- 184 Hauchdünne Spannung  
Die Schwarzwaldhalle  
am Karlsruher Festplatz  
Ulrike Plate
- 185 Gefaltet wie ein Origami  
Haus für ein Musikerehepaar  
in Baden-Baden  
Clemens Kieser
- 187 Ein Denkmal? Viele Denkmale!  
Das Archiv der  
Tübinger Postkartenfirma Metz  
Dieter Büchner
- 189 Buchbesprechungen
- 193 Neuerscheinung
- 194 Mitteilungen
- 197 Personalia

# Editorial

Dieter Planck

Am 22.5.2003 wurde durch den Wirtschaftsminister des Landes Baden-Württemberg, Minister Dr. Walter Döring MdL, und durch den Oberbürgermeister der Stadt Esslingen, Dr. Jürgen Zieger, in Anwesenheit des Stuttgarter Regierungspräsidenten Dr. Udo Andriof und zahlreicher Ehrengäste nach zweijähriger Erweiterungs- und Umbauarbeit das Schelztor-Gymnasium in Esslingen als neue Dienststelle des Landesdenkmalamtes Baden-Württembergs eröffnet.

In seiner Ansprache hat der Oberbürgermeister die hohe kommunalpolitische Bedeutung der Unterbringung des Landesdenkmalamtes unterstrichen.

Der Wirtschaftsminister des Landes Baden-Württemberg, Dr. Walter Döring, hat in seiner Ansprache die Bedeutung der Denkmalpflege für das Land Baden-Württemberg unterstrichen. Er hat dabei auch deutlich gemacht, dass nach der bevorstehenden umfassenden Verwaltungsreform des Landes Baden-Württemberg die Leitlinien und Grundsätze einer landeseinheitlichen Denkmalpflege von Esslingen vorgehalten werden sollen.

Für mich als Präsident des Landesdenkmalamtes ist es eine große Freude, nach jahrelangen Bemühungen im neuen Dienstgebäude in Esslingen alle zuletzt in vier Gebäuden untergebrachten Dienststellen zusammenzuführen. Damit ist eine gute Grundlage für eine gute auf die Zukunft hin orientierte Arbeit gelegt, um unseren reichen Denkmalbestand auch für die Zukunft zu sichern. Neben den Arbeitsräumen für die Kolleginnen und Kollegen in den Fachabteilungen der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege und der zentralen Fachdienste einschließlich der Verwaltung bieten sich in Esslingen nun hervorragende Arbeitsbedingungen für die Spezialeinrichtungen unseres Hauses. Zu erwähnen sind die Restaurierungswerkstätten für die Bau- und Kunstdenkmalpflege und für die Landesarchäologie mit hoch spezialisierten Einrichtungen, die auch Möglichkeiten für die Förderung und Ausbildung junger Restauratorinnen und Restauratoren bieten. Daneben bilden diese großen Räume Möglichkeiten, mehr als bisher, Restaurierungsmaßnahmen beispielhaft durchzuführen und Grundlagen für weiter gehende Restaurierungskonzepte zu erarbeiten. Daneben ist im ehemaligen Festsaal die zentrale Fachbibliothek für Denkmalpflege untergebracht, die einen

umfangreichen Buchbestand zur Denkmalpflege mit ihren verschiedensten Fachdisziplinen vorhält. Die hervorragenden Räumlichkeiten im Erdgeschoss des ehemaligen Schelztor-Gymnasiums bieten die Voraussetzung für eine fachgerechte Archivierung der umfangreichen Dokumentationen und Archivbestände zur Denkmallandschaft in Baden-Württemberg. So sind hier wertvolle Dokumente zur Geschichte und Bedeutung vieler archäologischer Fundstätten wie auch zu vielen Bau- und Kunstdenkmälern unseres Landes archiviert. Sie bilden die Grundlage unserer täglichen Arbeit.

Die nun bezogenen Büro- und Arbeitsräume bieten eine angenehme Arbeitsatmosphäre. Trotzdem ist der Gesamteindruck der ehemaligen Schule für jeden erkennbar und ablesbar.

Alle, die mit der Denkmalpflege zusammenarbeiten wollen und die Denkmalpflege auch für die Zukunft als eine leistungsfähige, unter landeseinheitlichen Gesichtspunkten durchgeführte Aufgabe unsere Kulturpolitik betrachten, sind herzlich nach Esslingen eingeladen. Im neu geschaffenen Vortragssaal werden wir auch mit Fachvorträgen und Fachtagungen an die Öffentlichkeit treten.

Es ist mir zum Schluss eine angenehme Pflicht, all denjenigen Dank zu sagen, die zum Gelingen dieses Hauses beigetragen haben. In erster Linie gilt unser Dank der Stadt Esslingen. An der Spitze Herrn Oberbürgermeister Dr. Jürgen Zieger für die Bereitschaft, dieses Gebäude einer sinnvollen Nutzung mit hohen finanziellen Aufwendungen zuzuführen. Dank gilt dem Finanzministerium Baden-Württemberg, insbesondere dem Leiter der Abteilung Liegenschaften, Herrn Ministerialdirigent Thomas Knödler, der von Anfang an unser Projekt wohlwollend begleitet hat. In den Dank mit einschließen möchte ich das Staatliche Hochbauamt Ludwigsburg mit Herrn Prof. Dr. Scholderer an dessen Spitze. Ebenso gilt mein ganz herzlicher Dank den Architekten und Handwerkern und nicht zuletzt den Kolleginnen und Kollegen unseres Hauses, die über Wochen reichlich Mühe und Schweiß aufgebracht haben, dieses Gebäude bezugsfertig zu gestalten und die Arbeit trotz Staub und Aufregungen aufzunehmen.

Möge diesem Gebäude und der darin tätigen Denkmalpflege unseres Landes, trotz stürmischer Zeiten, eine gute Zukunft beschieden sein.



## Von Stuttgart nach Esslingen Ein Baudenkmal wird für das Landesdenkmalamt umgenutzt

*Seit Jahren waren die Verantwortlichen für das Landesdenkmalamt bemüht, einen neuen Standort für die Dienststelle Stuttgart zu finden, der die Zusammenführung der Fachabteilungen und der Zentralen Fachdienste ermöglicht. Bisher auf fünf Gebäude in Stuttgart und Schwäbisch Gmünd verteilt, sind nun nach 2-jähriger Bauzeit ca. 150 Bedienstete nach Esslingen am Neckar in das Alte Schelztor-Gymnasium umgezogen. Die Fachbehörde hat in der Hoffnung die Landeshauptstadt Stuttgart verlassen, dass verbesserte Arbeitsbedingungen wie moderne Restaurierungswerkstätten, Zentralbibliothek, Archiv- und Vortragsräume sowie die räumliche Verknüpfung der Bediensteten die zukünftige Arbeit an den Kulturdenkmalen in Baden-Württemberg erleichtern werden, und somit eine fachlich gestärkte Beratung durch die Fachbehörde erfolgen kann.*

Ulrike Roggenbuck-Azad

An der Nahtstelle der historischen Altstadt mit Stadtmauer und -graben und dem projektierten Erweiterungsgebiet Weststadt wurde im Zeitalter der Industrialisierung in den Jahren 1876/77 in Esslingen eine Realanstalt errichtet.

Diese war unmittelbar der „Königlichen Kultministerialabteilung für Gelehrten- und Realschulen“ unterstellt. Diese Einrichtung ermöglichte die Ausbildung in den technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen, welche dem aufstrebenden Industriestandort Esslingen mit seinen Maschinen-, Metall- und Textilfabriken in höchstem Maße entgegen kam.

Nach Plänen des Stadtbaumeisters Wenzel entstand im Bereich der ehemaligen Schelzgärten ein

dreiflügliger Baukörper mit einem nach Süden orientierten Schulhof/Tummelplatz.

Die stadtplanerischen Vorgaben des 19. Jahrhunderts, der Grundstückszuschnitt, führten zu einem asymmetrisch ausgebildeten Gebäude.

Eingerahmt wurde das Schulhaus von einem Baumgarten, Arboretum, in dem zu Studienzwecken Sammelpflanzen gezogen wurden. Der Tummelplatz wurde südlich von einem Schülerabgebäude begrenzt.

Das Schulhaus mit seiner reduzierten Architektursprache erinnert, blickt man auf die Fassaden, an die Schinkelsche Bauakademie in Berlin. Auch hier verleiht die konstruktive Logik dem Bauwerk die Gestalt.

1 Ehemaliges Schelztor-Gymnasium, heute Sitz der Zentrale des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Ecke Berliner Straße / Martinstraße.



Über einem hellen Sandsteinsockel erheben sich zwei aus Ziegelstein errichtete Vollgeschosse mit vertikaler Gliederung und zurückhaltendem Bau Schmuck.

Den horizontalen Abschluss erhält das Gebäude über einem Konsolenfries aus Sandstein (Innenhofseite Holz) und einem flach geneigten Dachstuhl, dessen Eindeckung in der Bauzeit aus Schieferplatten bestand. Die Farbigkeit der Bauteile unterstreicht die horizontale Gliederung des Baukörpers.

Während das Erdgeschoss Rundbogenfenster mit Radialsprossierung aufweist, wechselt die Fenstergestaltung in den Obergeschossen in Flachbögen.

Die Hauptfassade der Dreiflügelanlage gliedert ein Mittelrisalit. Das Schulhaus ist im Inneren als Einbund organisiert.

Der Schulbau von 1876 wurde 1904 entlang der Martinstraße ein erstes Mal erweitert. Die Gestaltung ordnet sich vollständig dem Bestand unter, sodass auf den ersten Blick die Erweiterung des Schulhauses nicht erkennbar ist.

Der Schelztorflügel erhielt in den 1920er-Jahren einen Toilettenbau, der Teile des Schulhofes überbaut und erste massive Eingriffe in die bauzeitliche Fassade notwendig machte.

In den 50er-Jahren wurden erhebliche Eingriffe in die Bausubstanz und ihre Ausstattung vorgenommen. Die Raumabmessungen blieben im Wesentlichen erhalten. Entfernt wurden aber alle hölzernen originalen Ausbauteile wie Türen, Lamberien, Fenster und Stuckprofile. Wandfassungen wurden überstrichen oder abgewaschen. Das Gebäude wurde im Inneren völlig entstellt. An die Stelle der historischen gusseisernen Treppenläufe trat eine geschwungene Stahlbetontreppe (vgl. „Aufhänger“ S. 138).

Die Erdgeschossflure erhielten in ihren Fensterischen und den beiden Schulhofabgängen „Terrarien“.

Die historischen Holzfenster auf den Straßenseiten wurden durch moderne Schwingflügel Fenster ersetzt, die keinerlei Bezug zu der Fassadengestaltung entwickelten.

Das Alte Schelztor-Gymnasium wurde Ende der 1970er-Jahre nach der Errichtung eines Schulneubaues einige Jahre provisorisch genutzt. Unterhaltsmaßnahmen wurden nur in geringem Umfang getätigt, die Bausubstanz litt erheblich. Nach Umplanungsversuchen für das Amtsgericht 1995 wurde 1996 dem Abbruchantrag der Stadt Esslingen gegen das Votum des Landesdenkmalamtes vom Regierungspräsidium Stuttgart entsprochen.

Es sind glückliche Zufälle, die zum Erhalt des Baudenkmals und seiner Umnutzung zum Sitz des Landesdenkmalamtes, Dienstort Stuttgart, führ-



ten. Mit dem Wechsel des Oberbürgermeisters wurde die Abbruchabsicht in Frage gestellt, sodass letztlich auch der Einsatz vieler Esslinger Bürger belohnt wurde, die sich sogar mittels Petition beim Landtag um die Erhaltung dieses heimatgeschichtlich wichtigen Bauzeugnisses eingesetzt hatten.

Staatliche Sanierungsgelder, Zuschuss des Landes aus Denkmalmitteln und ein beträchtlicher Eigenanteil ermöglichte der Eigentümerin, Stadt Esslingen, eine Finanzierung der Baumaßnahme darzustellen.

## Planungen für das Landesdenkmalamt

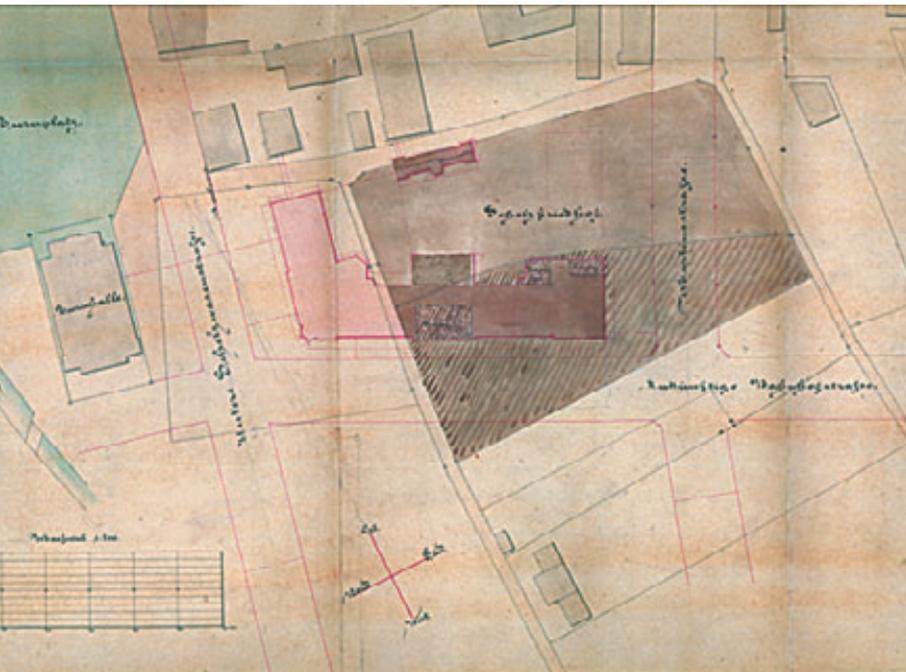
Ersten Nutzungsstudien und abstrakten Flächen-erhebungen für den Altbau 1999 folgte im Jahre 2000 ein Architektenwettbewerb, der zur Aufgabe hatte, dem denkmalgeschützten Bestand einen modernen Erweiterungsbau zur Seite zu stellen. Neben Büroflächen sollten in diesem Neubauteil vor allem die Werkstätten mit ihrem hohen Anteil an Haustechnik untergebracht werden.

Ein sehr kompaktes Innenstadtgrundstück sowie der Baubestand erschwerten die Bewahrung historischer, schulischer Großstrukturen.

Die Umsetzung aller Fachbelange, auch der vorbildliche Umgang mit Denkmalsubstanz, war mangels finanzieller Möglichkeiten nicht immer erreichbar. Neben der Vereinfachung neuer Bauteile lässt die handwerkliche Qualität in einigen Gewerken Wünsche offen.

Die Betreuung des Gesamtbauvorhabens durch das Landesdenkmalamt erwies sich als sinnvoll. Seitens der Fachbehörde wurde es für notwendig erachtet, sich als konstruktiver Partner und zukünftiger Nutzer fachliches Gehör zu verschaffen. Es musste sichergestellt werden, dass Alt- und Neubau bei allen architektonischen Unterschieden nach Fertigstellung formal nicht zu weit auseinander fielen, da „ein“ Amt in den neuen Räumlichkeiten untergebracht werden sollte.

*2 Postkarte 19. Jahrhundert mit Ansicht der Realanstalt von der Ecke der heutigen Berliner Straße / Schelztorstraße.*



3 Lageplan Realanstalt, Originalzeichnung 1876/77.

### Die Arbeit mit den Architekten am Baudenkmal

Das Baudenkmal überlieferte trotz aller Veränderungen die typische Schulhausstruktur in der Grundrissgestaltung. Konservatorisches Ziel war, trotz aller notwendigen kleinteiligen Einbauten, die Bewahrung des Bautypus Schulhaus. Struktur und Proportion sowie die wenigen überlieferten historischen Ausstattungsteile waren wesentliche Anhaltspunkte bei der Erarbeitung einer denkmalpflegerischen Konzeption. Dieser wurde durch die zuständigen Architekten gefolgt, die ihrerseits dieselben Gestaltungskriterien zur Entwicklung der modernen Architektursprache zur Anwendung brachten. Die intensive Zusammenarbeit und Diskussion im Detail ermöglichte eine konservatorisch tragfähige Instandsetzung des Baudenkmales.

### Baulicher Bestand und archivalische Quellen, die für eine denkmalpflegerische Konzeption zur Verfügung standen

Wie dargestellt, unterlag die 1876 erbaute „Realanstalt“ mehrfach baulichen Veränderungen. Diese betrafen sowohl das äußere Erscheinungsbild und die Ausdehnung der Baukörper als auch, und das ist mit Blick auf die bauzeitliche Substanz entscheidender, die wertvolle Innenausstattung. Während von den jüngeren Erweiterungsbauten eine genaue bildliche Vorstellung besteht, ist die Innenausstattung des 19. Jahrhunderts bis auf wenige Reste den Umbaumaßnahmen und den Modernisierungsschritten zum Opfer gefallen, sodass bis auf wenige Ausstattungsreste nur die Originalpläne und restauratorische Befundungen über den Gestaltungswillen im 19. Jahrhundert Zeugnis ablegen können.

Neben dem überlieferten Baubestand (Hochbau) waren weitere Aspekte wie die Gestaltung der historischen Freiflächen und die baulichen Anschlüsse des Neubaus an den Bestand in die denkmalpflegerische Konzeption einzubeziehen.

### Nutzung, Gebäudestruktur, Stadtstruktur

Die denkmalverträgliche Integration der kleinteiligen Verwaltungsnutzung in ein Schulhaus mit seinen großräumigen Strukturen ist konservatorisch ein problematischer Punkt. Diesen in einer ausgewogenen Form zu lösen war die schwierigste Aufgabe. Es gelang in verschiedenen Bereichen Nutzungen so zu strukturieren, dass sowohl Klassenräume in ihren originalen Dimensionen als auch in wesentlichem Umfang das historische einbündige Erschließungssystem bewahrt werden konnten.

Ganz ohne Abweichungen von der Originalstruktur

4 Der im ehemaligen Schulhof neu errichtete Bau für die Restaurierungswerkstatt der Bau- und Kunstdenkmalpflege.



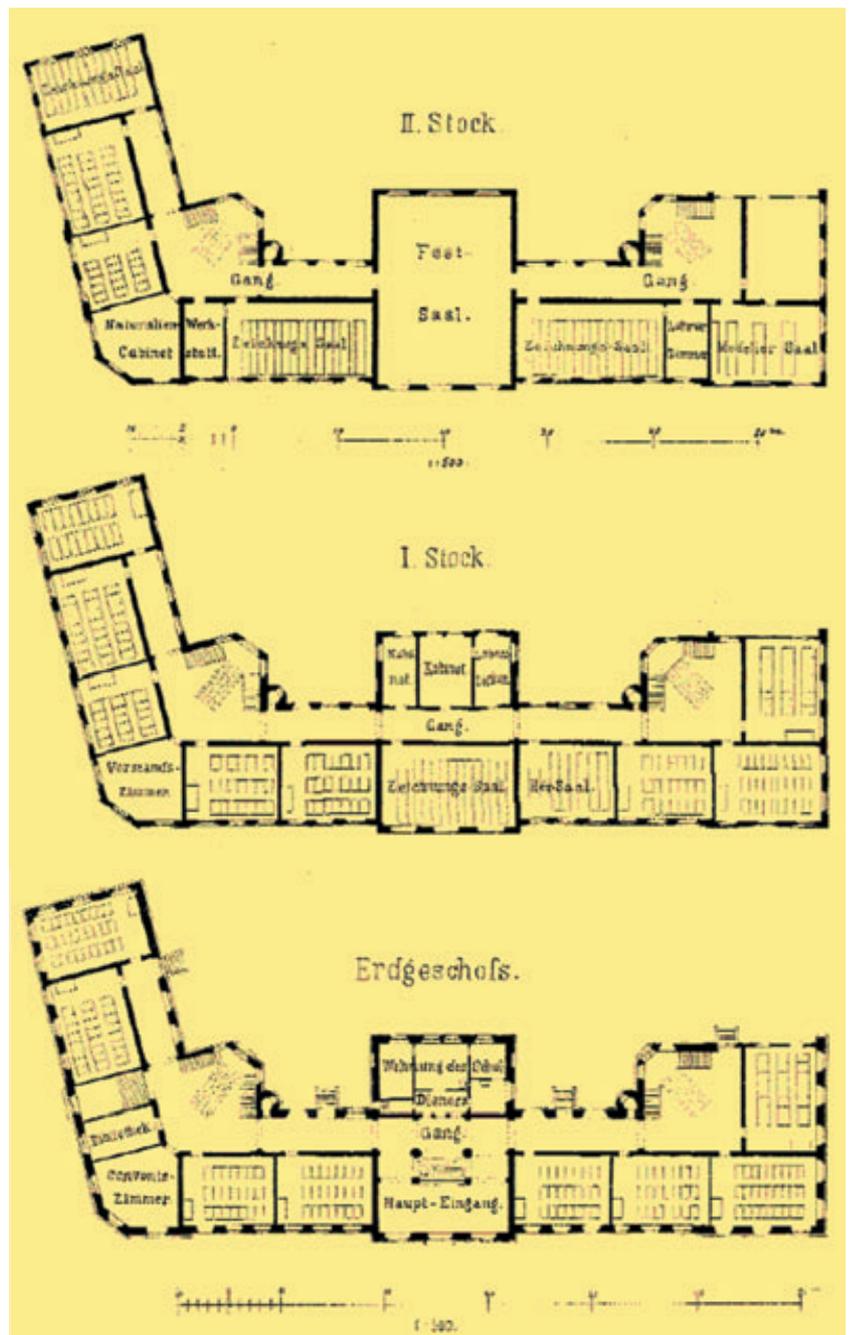
tur wäre die Unterbringung der angestrebten Nutzung jedoch nicht möglich gewesen. Dies war bei der denkmalpflegerischen Konzeption als Notwendigkeit anzuerkennen.

Die angestrebte Umnutzung des Alten Schelztor-Gymnasiums, und damit seine „Rettung“ vor dem 1996 bereits genehmigten Abbruch, machten, wie beschrieben, einen Erweiterungsbau notwendig.

Auf die städtebauliche Konzeption hatte die Fachbehörde begrenzte Einflussmöglichkeiten, da im Jahre 2000 die Gesamtanlagensatzung der Stadt Esslingen noch keine Gültigkeit hatte. Mit Blick auf die überlieferte Stadtstruktur müssen bezüglich der Planung gegen diese städtebauliche Akzentuierung (Anordnung und Höhenentwicklung) konservatorische Bedenken erhoben werden.

Der ohne Zweifel architektonisch fein detaillierte Bürogeschossbau, der Ecke Schwanengrabenstraße und Martinstraße entstand, setzt einen modernen „Stadtturm“ an einem Ort, der stadtbauhistorisch anders zu interpretieren gewesen wäre. Er ordnet sich zudem in kompromissloser Form die wuchtige Baumasse des historischen Bestandes unter.

Die historischen Freiflächen, die die ehemalige Realanstalt umgaben, waren durch verschiedene Grünanlagen geprägt, die für das Erscheinungsbild des Backsteinbauwerkes von erheblicher Bedeutung waren und weiterhin sind. Während entlang der Berliner Straße und in der Schelztorstraße wenigstens ansatzweise öffentliches Grün neu entsteht, entzieht der Neubau mit seinem vorgelegten Platz entlang der Martinstraße dem Denkmal endgültig sein historisches Umfeld. Die Freifläche wird neu definiert und dem Architekturkonzept des Neubaus zugeschlagen. Dies hat zur Folge, dass dem historischen Baubestand der natürliche Boden verloren geht.



6 Bauzeitliche Grundrisse abgebildet in den Schulnachrichten vom 15. Oktober 1877.

7 Alt- und Neubau an der Martinstraße.



7 Reste eines der Terrarien aus den 50er-Jahren.

## Die denkmalpflegerische Konzeption – Bewahrung der Identität des Baudenk- mals „Schule“

Trotz erheblicher Zwänge, die aus der vielfältigen und kleinteiligen Nutzung herrühren, war es gemeinsames Bestreben von Architekten und Landesdenkmalamt, im Kulturdenkmal den Charakter des historischen Schulhauses mit seinen baulichen Veränderungen erlebbar zu belassen und auch stilistische Widersprüche nicht zu negieren. Die Veränderungen bis in den nun anstehenden Nutzungsabschnitt sollten ablesbar sein und bleiben.

Die denkmalpflegerische Konzeption und die Entscheidungen über formale Ausgestaltung von Neuteilen und Altstrukturen sind immer aus dem Bestand abgeleitet.

### Vom Umgang mit historischen Bauteilen

Die Fassaden bestehen aus Sand- und Formziegelsteinen. Neben Schäden an der Substanz, die einen Austausch notwendig machten, wies die Außenhaut eine starke Verschmutzung auf. Die Reinigung erfolgte mittels Dampfstrahlverfahren. Konservatorisch wurde in Kauf genommen, dass die Fassade nach der Reinigung nicht in neuem Glanze wiedererstehen würde, sondern zugunsten des Substanzerhaltes weiterhin Verschmutzungs- und Verkrustungsspuren auf den Oberflächen aufweisen würde.

Substanzaustausch an Natur- und Ziegelsteinen wurde nur dann vorgenommen, wenn durch Schalenbildungen in der Steinschichtung Gefahr bestand oder die Statik einzelner Bauteile beeinträchtigt war.

Im Bereich des abgebrochenen WC-Anbaus der 20er-Jahre auf der Innenhofseite des Schelztorflügels wurden Fehlstellen in den bauzeitlichen Ziegelfassaden (Brüstungen) wiederhergestellt. Aufgepickte Fassadenoberflächen wurden aber in ihrer Beschädigung belassen. An diesen Stellen wird auch zukünftig ablesbar sein, dass ein Erweiterungsbau in die bauzeitliche Substanz eingriff und im Zuge der jüngsten Umbaumaßnahmen wieder abgebrochen wurde.

Wesentlich für das Erscheinungsbild des Baudenkmals war die Wahl der Dacheindeckung, die nur die historische Farbigkeit nachstellt, aus Kostengründen leider nicht im Originalmaterial Schiefer, sondern als Tonziegel zur Ausführung kommen konnte. Die Farbigkeit des Daches ist unabdingbar für die Gliederung des Gebäudes notwendig. Es erhält im Materialwechsel von Ziegel über Sandstein zu dunkler Dachplatte seinen horizontalen Abschluss zurück.

Auf der Innenhofseite sind fast vollständig die bauzeitlichen eichenen Sprossenfenster erhalten. Da die Fenstergliederung und Proportion ein wichtiger Bestandteil im Gesamtbild der Fassade ist, war die Forderung nach dem Erhalt der Fenster eine Selbstverständlichkeit. Die Einfachverglasung erhielt einen Leichtmetallrahmen auf der Innenseite aufgeklipst, um die bauphysikalischen Eigenschaften zu verbessern. Nutzerseits wurde auf die Erfüllung der Wärmeschutzverordnung zum Zwecke des Erhaltes der Originalfenster verzichtet. Originalfenster wurden in Büro- und Nebenraumbereichen erhalten.

Die straßenseitigen Fassaden sowie der Mittelrisalit (in den Obergeschossen) hatten bereits ihre bauzeitlichen Fenster verloren. Die Zutaten der 50er-Jahre waren gestalterisch entstellend und



8 Treppenhaus  
Südflügel, Erdgeschoss.

9 Flur im Westflügel,  
Erdgeschoss.



ohne Bezug zum Fassadenaufbau. Daher wurden die Fenster entfernt und durch neue ersetzt. Sie wurden in Material und Teilung den abgegangenen bauzeitlichen Fenstern nachempfunden.

Im Unterschied zur Hofseite wurde an den drei Straßenseiten aus Gründen des erhöhten Schallschutzes eine Holzverbundkonstruktion aus Einfachverglasung mit glasteilenden Sprossen außen und einem zweiflügligen Isolierglasfenster innen gewählt. Die großen Bibliotheksfenster hingegen wurden als Isolierfenster mit glasteilenden Sprossen, nach Detaillierung durch den Fensterrestaurator, ausgeführt.

Teil der Konzeption ist der Verzicht auf einen außen liegenden Sonnenschutz. In der Bibliothek musste ein Sonnenschutz gefunden werden, der über die Anforderungen an einen Blendschutz am Arbeitsplatz hinausging. Die Entscheidung fiel für im Glaszwischenraum liegende Alulamellen, die weder im Innenraum noch in der Fassade stark in Erscheinung treten.

Der grüne Anstrich der Fenster basiert auf einer restauratorischen Untersuchung, die Grün als zweite Fensterfassung für die Zeit der ersten Gebäudeerweiterung 1904 belegt. Die Verwendung der Erstfassung Rot schied aus konservatorischen Gründen aus, da sie nur am Kernbau von 1876/77 zur Ausführung kam. Die komplementäre Farbigkeit trägt heute vorteilhaft zur Belebung einer streng gegliederten Fassade bei.

Die historischen Außentüren waren bereits verloren. Bild- oder Planmaterial stand bei der Gestaltungsentscheidung nicht zur Verfügung. Über die Gestaltung der Hauptzugangstüre bestehen unterschiedliche Auffassungen zwischen Architekt und Denkmalpflegerin. Aus der Fassadengliederung hätte man zu einer denkmalpflegerisch



10 Nordflügel, Innenhof-fassade.

unbedenklichen Teilung der Türflügel gelangen können. Die ausgeführte moderne Gestaltung an dieser Stelle ist aus denkmalpflegerischer Sicht überflüssig und ohne funktionalen Zugewinn.

Die ehemaligen Nebeneingänge werden innerhalb der neuen Nutzung stillgelegt. Die Fensterelemente sollen in ihrer Grundform und Farbigkeit daran erinnern, dass sich in der Schelztor- und in der Martinstraße im 19. und 20. Jahrhundert Nebeneingänge befanden.

Die Flure sollten ihren schultypischen Charakter nicht verlieren, ihn in manchen Bereichen sogar wiedergewinnen. Durch die jüngsten Umbaumaßnahmen hatten die Gänge all ihre proportionsbildenden Elemente verloren.

Einvernehmlich fiel die Entscheidung für die Wiederherstellung einer farblichen Absetzung auf den Wänden knapp über der Brüstungshöhe der Fenster (ca. im Drittelspunkt der Wandfläche).

Für notwendig wurden auch die hohen Fußleisten erachtet, die in sehr vereinfachter Form eine plastische und farbliche Gliederung erhielten. Bauzeitlich sind profilierte und hölzerne Leisten im Eingangsbereich nachgewiesen. Eine Rekon-



11 Historisches Holzfenster mit Einscheibverglasung und Baskülvverschluss von 1876. Um die bauphysikalischen Eigenschaften zu verbessern, wurde auf der Innenseite ein Leichtmetallrahmen aufgesetzt.



12 Mittelrisalit, Innenhoffassade, Vorzustand.

13 Mittelrisalit, Innenhoffassade, 2003.

struktion nach historischem Vorbild wäre im Gesamtkonzept nicht schlüssig gewesen.

Die Steinzeugfliesen auf den Fluren wurden, soweit möglich, erhalten. Da entsprechend geformtes Material derzeit auf dem Markt nicht erhältlich ist, entwickelte der Architekt eine „verwandte“ Belagstruktur.

Sehr harmonisch ist die Farbigkeit in den Fluren, die sich aus dem Fußboden über Sockel und gemalte Lamberien in die Wandflächen entwickelt. Von konservatorischer Bedeutung sind die Leuchten in den Fluren und in der Eingangshalle. Der Architekt folgte nach längerem fachlichen Austausch der denkmalpflegerischen Forderung nach Pendelleuchten in den Fluren, die wesentliches Element in der notwendigen Rhythmisierung der langen Schulflure waren. War von konservatorischer Seite zunächst an kugelförmige Pendel-

leuchten gedacht, hat der Architekt mit der Auswahl der nun zum Einsatz gekommenen Leuchtkörper eine angemessene moderne Antwort auf eine denkmalpflegerische Forderung gefunden.

Die Eingangshalle stellt besondere Anforderungen an die Gestaltung. Restauratorische Voruntersuchungen ließen einen umfassenden Befund an Originalfassung erwarten. Die Einbindung der Befunde in ein weitestgehend von Originalfassungen „bereinigtes“ Gebäude stand zur Aufgabe. Die an Wandgliederungen römischer Villen erinnernde Fassung der dreischiffigen und dreijochigen Halle soll Teil des Foyers und zugleich „festlicher“ Zugang zum Landesdenkmalamt sein. Die Konzeption für die gefassten Wandflächen sieht vor, die Beschädigungen der Vergangenheit nicht zu verharmlosen, sondern spürbar zu belassen. Ergänzt wird nur, was zur Lesbarkeit des



14 Pendelleuchte in den Hauptfluren.

15 Alter und neuer Bodenbelag.



16 Endzustand der Eingangshalle.

17 Flur im Westflügel, 1. Obergeschoss. Wie bei den ehemaligen Schulfluren schlagen die Türen auch heute nach außen auf.

18 Treppenhaus der 50er-Jahre vor dem Umbau.

19 Treppenhaus der 50er-Jahre nach dem Umbau; Nordflügel, Erdgeschoss.



Ganzen notwendig ist. Fehlstellen in den Wandfassungen werden partiell mit verwandten Farbtönen hinterlegt, damit sich das Gesamterscheinungsbild beruhigt.

Diesen festlichen Raum, mit Haupteingang, angemessen auszuleuchten, erwies sich als schwierig. Konservatorisches Ziel ist, durch die Wahl der Leuchten und ihre Anordnung eine feierliche Atmosphäre zu erzeugen und durch die Lichtführung den Besucher zu „umhüllen“. Dafür werden den Wandvorlagen schlanke Stehleuchten vorgestellt, die in einer Art Streiflicht über die rot gefassten Wandfelder leuchten. Es ist gewünscht, dass die Wände nicht mit einer durchgängigen und einheitlichen Lichtdichte überzogen werden.

Im gesamten Gebäude wurde versucht, die verbliebene bauzeitliche Ausstattung zu erhalten und zu restaurieren. Exemplarisch wurde aber auch entschieden, die Veränderungen des 20. Jahrhunderts und seines Zeitgeistes nicht gänzlich auszulöschen. Am nachhaltigsten sind die Eingriffe der 50er-Jahre im Bereich der Treppenhäuser sichtbar. Hier wurde eine dreiläufige Treppe, abgestützt auf gusseiserne Säulen, in eine einläufige, geschwungene Betontreppe umgewandelt. Die Treppenhäuser erhielten große Treppenaugen und die Fußböden wurden im Bereich der Podeste mit Werksteinen belegt.

Die Hauptflure im Erdgeschoss, ursprünglich mit Ausgängen zum Schulhof versehen, wurden ebenfalls umgewandelt. Sie erhielten in ihren Fensternischen „Terrarien“, die mit Naturstein und Keramikplättchen im Stile der 50er-Jahre belegt wurden.

Im Bereich der ehemaligen Schulhofzugänge wurden zwei Nischen erhalten. So entstand eine gestalterische Verbindung von verändertem Haupteingang über die Flure zu den Treppenhäusern. Beinahe unbeschreiblich ist der Verlust an hölzerner Ausstattung im Bereich der Türen und ihrer Gewände. Hölzerne, gestemmte Füllungstüren saßen in Öffnungen mit kassettierten Laibungen. Türöffnungen und Laibungen waren vielfältigen Veränderungen unterzogen. Soweit möglich werden zukünftig vorhandene Türen genutzt. Wo überzählige Öffnungen vorhanden waren, bleiben diese ablesbar als Nischen erhalten. Auf eine maßliche Vereinheitlichung wurde bewusst verzichtet. Aus Kostengründen wurden die Laibungen auch nicht mehr in den bauzeitlichen rechten Winkel gerückt.

Als Relikt der Schulnutzung bleibt, dass die Türen der neuen Büros in die Flure aufschlagen.

Die ehemalige Aula nimmt zukünftig die Fachbibliothek des Landesdenkmalamtes auf.

Die notwendige Stellfläche für Bücherregale konnte nur durch Einstellen einer zweiten Ebene erreicht

werden. Die herrschaftliche Wirkung des historischen Aularaumes ist aus denkmalpflegerischer Sicht beeinträchtigt, aber es gab keine Ausweichmöglichkeiten innerhalb des Bestands oder im Neubau. Denkmalpflegerisch ist die Neuinterpretation der Aula sicher problematisch. Neben dem Verlust des Großraumes waren nutzungsbedingt auch aufwändige statische Eingriffe notwendig, die bis in die Eingangshalle durchschlagen. Aus Nutzersicht wurde jedoch ein Bibliotheksraum geschaffen, der zum Studium der Fachliteratur einlädt.

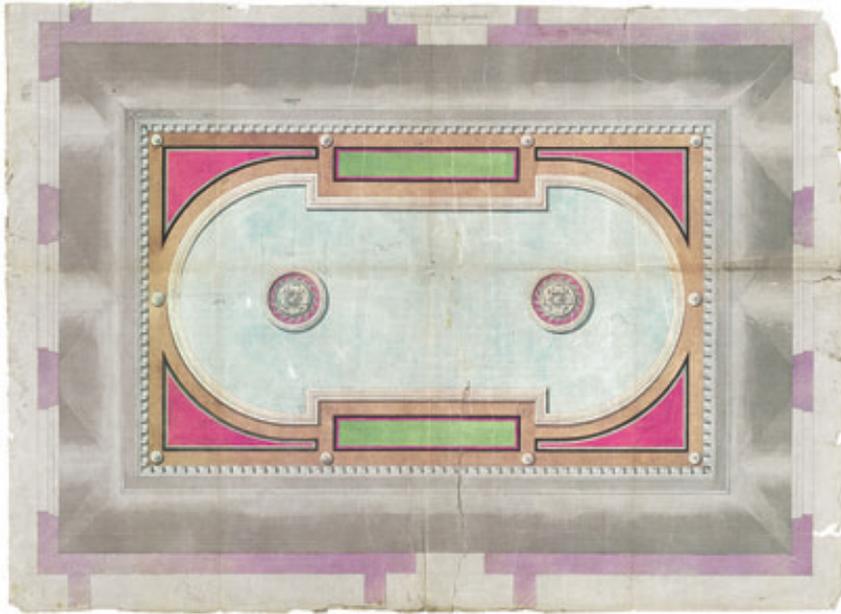
Im Zuge der Umbauarbeiten wurden an den Wänden Fassungen und bauliche Befunde freigelegt, die eindeutige Rückschlüsse auf die ursprüngliche Wandgestaltung zulassen. So enthielt der Raum eine umlaufende hölzerne Lambrerie mit darüber liegenden Wandfelderungen.



20 Ehemaliger Festsaal, vor Baubeginn.

21 Ehemaliger Festsaal während des Umbaus zur Bibliothek.





21 *Originalplan der Farbfassung des Deckenspiegels im ehemaligen Festsaal.*

Die neue Wandgestaltung versucht in sehr abstrahierter Form an die historische Gliederung zu erinnern. Die Farbgestaltung leitet sich von der eingestellten Stahlkonstruktion ab.

Die Decke war aufwändig in Grün und Brauntönungen gestaltet. Von Stuckaufsätzen zeugen die Anzeichnungen/Risse und Abdrücke im Deckenspiegel. Zudem liegt eine historische handkolorierte Bauzeichnung vor. Der Deckenspiegel wurde im Zuge der Umnutzung einer Neugestaltung unterzogen. Da aus konservatorischer Sicht abgehängte Leuchten ausschieden, wurde ein Beleuchtungskonzept entwickelt, das mittels Reflexion an der Decke die geforderten Luxwerte erreichte. Diese Konzeption machte eine Neuinterpretation des Deckenspiegels und seiner Farbigkeit notwendig.

22 *Flur vor der Bibliothek.*

23 *Luft Raum in der eingestellten 2. Ebene der Bibliothek.*

Die beiden zweiflügligen hölzernen Zugangstüren mit ihren aufwändigen hölzernen Einfassungen blieben als Ausbauteile erhalten. Die gewählte Farbgebung entspricht der Erstfassung, die zum Innenraum eine andere Farbgebung als zu den angrenzenden Fluren aufwies. Dies lässt sich aus den jeweils anschließenden Wandfassungen erklären.

Die Nutzung als Bürogebäude machte in Teilbereichen das Anlegen von Innenfluren unumgänglich. Die Durchbrüche durch bestehende Wandstrukturen wurden farblich kenntlich gemacht. Bestehende Wände springen grundsätzlich weiter in die Flure vor als die nachträglich eingestellten Leichtbauwände. Die Neustruktur wurde konsequent farblich anders behandelt als der historische Bestand, der sich in einem sehr hellen und warmen Gelb von den weißen Leichtbauwänden absetzt.

Sofern es möglich war, wurden die historischen Parkettböden erhalten. Diese waren in Eiche oder in Buche ausgeführt. Fehlstellen wurden im jeweiligen Holz repariert. Ebenfalls aus Kostengründen wurden in der Schlussphase des Projektes verschiedene Böden in Linoleum ausgeführt, was den Charakter der Räumlichkeiten stark verändert.

Herzstück einer Schule sind die Klassen- oder Fachräume. In Teilbereichen konnten die gebäudetypischen Großstrukturen erhalten bleiben. Wo dies nutzungsbedingt nicht möglich war, wurde die konservatorische Forderung aufgestellt, dass sich neue Wände mittels Glas von der Decke ablösen müssten, und somit wenigstens eine visuelle Möglichkeit zur Erfassung der Großstrukturen eingeräumt wurde. Ein weiteres Mal





scheiterte die konservatorische Überlegung, Teil der denkmalrechtlichen Genehmigung, an finanziellen Mitteln. Die Konzeption wurde nur in Teilen umgesetzt. Flurparallel erhielten die Wände Oberlichter. Gleichzeitig lösen sich die Trennwände mittels eines fensterhohen Glasschlitzes von den Außenwänden ab.

Die denkmalpflegerische Konzeption konnte in den meisten Teilen umgesetzt werden.

Nutzungsbedingt waren Substanzeingriffe unumgänglich. Auch mangelhafter Bauzustand führte in verschiedenen Geschossdecken zu unvorhergesehenen Substanzverlusten. Besonders in der Schlussphase litten manche Ausführungen an Details unter dem enormen Zeit- und Kostendruck. Dennoch ist das denkmalpflegerische Ziel, Erhalt historischer Substanz und Bewahrung des Schulhauses, erreicht.

### Der Neubau

Die Umnutzung des Schelztor-Gymnasiums für das Landesdenkmalamt wurde möglich, nachdem die Entscheidung für einen Erweiterungsbau gefallen war. Die Baubegleitung an Alt- und Neubau durch das Landesdenkmalamt hatte zum Inhalt, den Architekten die vielfältigen Tätigkeiten dieser Fachbehörde zu vermitteln, damit die spezifischen Anforderungen in die Planungen einbezogen und sinnvoll einander räumlich zugeordnet werden konnten.

Zwischen Altbau und Neubau ist ein architektonisches Spannungsfeld entstanden, das die Diskussion über zeitgemäße Architektur am Denkmalbestand entbrennen lässt. Seitens der Fachbehörde wird begrüßt, dass sich der Neubau gestalterisch nicht an den Bestand anbiedert, sondern durch Form und Materialwahl seine ei-

gene Entstehungszeit repräsentiert. Anders als im Baubestand, der mittels konventioneller Bautechnik seine Funktionsfähigkeit erhält, werden im Geschossbau neue Formen der Gebäudetechnik erprobt. Die Konstruktion einer freitragenden Decke ermöglicht den Einsatz einer Glasfassade und die stützenlose Ausgestaltung der Etagen. In den Geschossen können so nach Bedarf kleine Büroeinheiten oder Großstrukturen entstehen.

24 Einer der neu entstandenen Innenflure.

25 Büro in einem historischen Klassenraum, Südflügel, 1. OG.

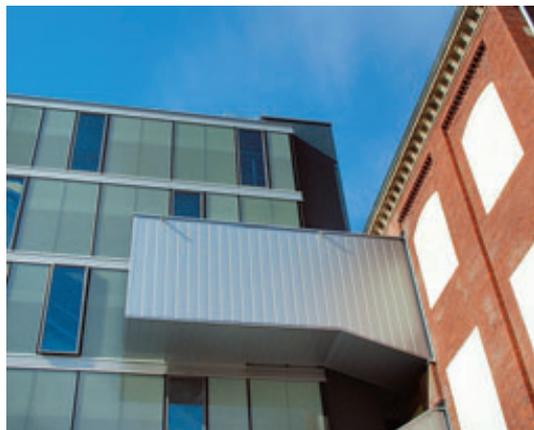
26 Neubau, Ansicht Martinstraße.



28 Blick vom Altbau auf den Restaurierungstrakt im Innenhof.

29 Verbindung zwischen Alt- und Neubau, Ansicht von der Schwanengrabenstraße.

30 Innenraum im Geschossbau.



31 Fensterdetail am Neubau.

Die Glasfassade ist aus Fensterpaneelen mit eingesetzten Lichtlenk-Lamellen zusammengefügt. Wärmestrahlung aus den Räumlichkeiten fern zu halten, ist die Aufgabe dieser Lamellen. Gleichzeitig wird jedoch ein Strahlungsanteil (Licht) an die Geschossdecken reflektiert und von dort zur Raumausleuchtung genutzt. Mittels Bauteilaktivierung in den Decken werden die Räume temperiert (gekühlt und erwärmt).

Die Neubauten nehmen die Restaurierungswerkstätten auf. Diese umfassen die Arbeitsbereiche der Restaurierung der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege einschließlich der Plasmabehandlung (Eisenrestaurierung). Der beengte Grundstückszuschnitt machte eine Anordnung der Werkstatträume im Untergeschoss notwendig. Bei ihrer Gestaltung und städtebaulichen Konzeption mussten Kompromisse zwischen Architekt und Nutzer gefunden werden, die vorrangig die Restaurierung ermöglichen und gleichzeitig die Architekturidee respektieren.



**Dipl.-Ing. Ulrike Roggenbuck-Azad**  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar

# Reste romanischer Kirchen im Rhein-Neckar-Kreis: Wiesloch und Ilvesheim

Ausgrabungen in und um Kirchen stellen auch heutzutage noch ein wesentliches Arbeitsfeld der Archäologie des Mittelalters dar. Unter den im Verlauf der letzten Jahre im Regierungsbezirk durchgeführten Untersuchungen sind mit Wiesloch und Ilvesheim zwei Kirchen aus dem Rhein-Neckar-Kreis herauszuheben, bei denen jeweils im Verlauf von Bauarbeiten Reste ihrer bis in die Romanik zurückreichenden mittelalterlichen Vorgängerbauten dokumentiert werden konnten. Abgesehen von dieser archäologischen Grundsituation unterschieden sich – wie aus dem folgendem Beitrag deutlich wird – die beiden Objekte im Detail ebenso wie die denkmalpflegerischen Vorzeichen, unter denen die jeweiligen Projekte standen.

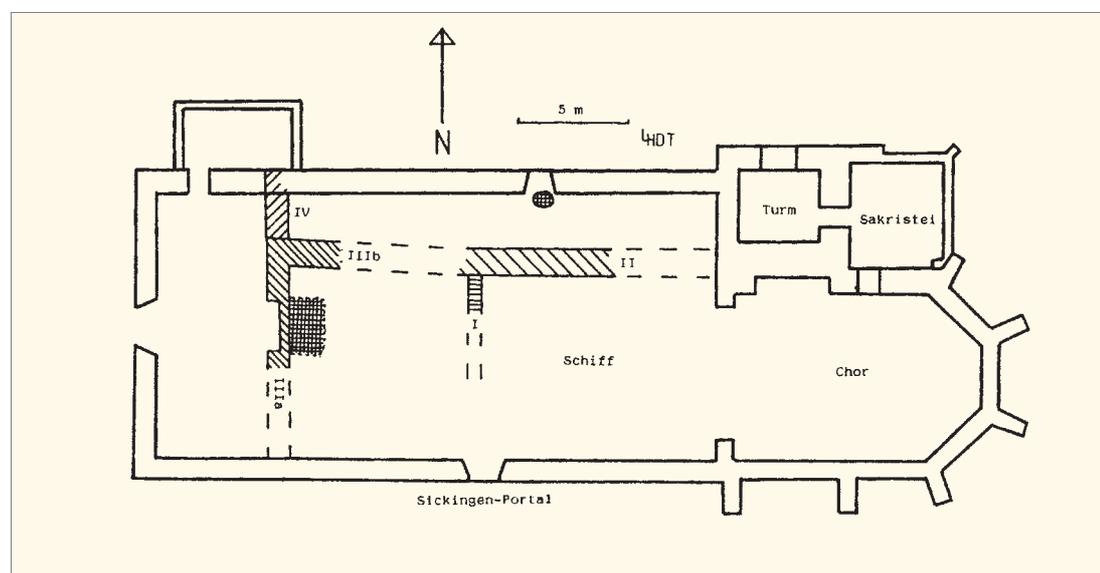
Folke Damminger

## Die evangelische Stadtkirche von Wiesloch

### Früheste Überlieferungen

Die Wieslocher Stadtkirche zeigt sich in ihrem heutigen Bestand im Wesentlichen als spätgotischer, im späten 18. Jahrhundert erweiterter Bau, doch gibt die schriftliche Überlieferung Anlass, bis weit in das Mittelalter zurückreichende Vorgängerbauten zu vermuten. So legte L. H. Hildebrandt glaubhaft dar, dass die erste urkundliche Erwähnung einer Kirche in Wiesloch auf den Bischof Gundekar II. von Eichstätt (1057–1075) zurückgeht. In einer Liste aller 126 von ihm geweihten Kirchen ist an 79. Stelle Wizenloch überlie-

fert. Geht man von einem chronologischen Aufbau dieser Liste aus, scheint als Zeitpunkt der Weihe das Jahr 1071, als der Bischof zu einer Synode nach Mainz reiste, am plausibelsten. Aber auch eine Weihe im Rahmen von Gundekars Aufenthalt in Speyer, 1059 und 1061, ist letztlich nicht gänzlich auszuschließen. So oder so fällt die Nachricht in eine Epoche, in der Wiesloch durch die Ausbeutung der umliegenden Silbervorkommen zu einem wohlhabenden Ort geworden war. Eine traurige Rolle spielte die Kirche während der Auseinandersetzungen Heinrichs IV. mit dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden. Im Jahre 1077, so überliefert Bernold von St. Blasien, schloss der Salier hundert seiner Widersacher in einer Kirche bei Wiesloch ein und ließ sie dort verbrennen. Ein

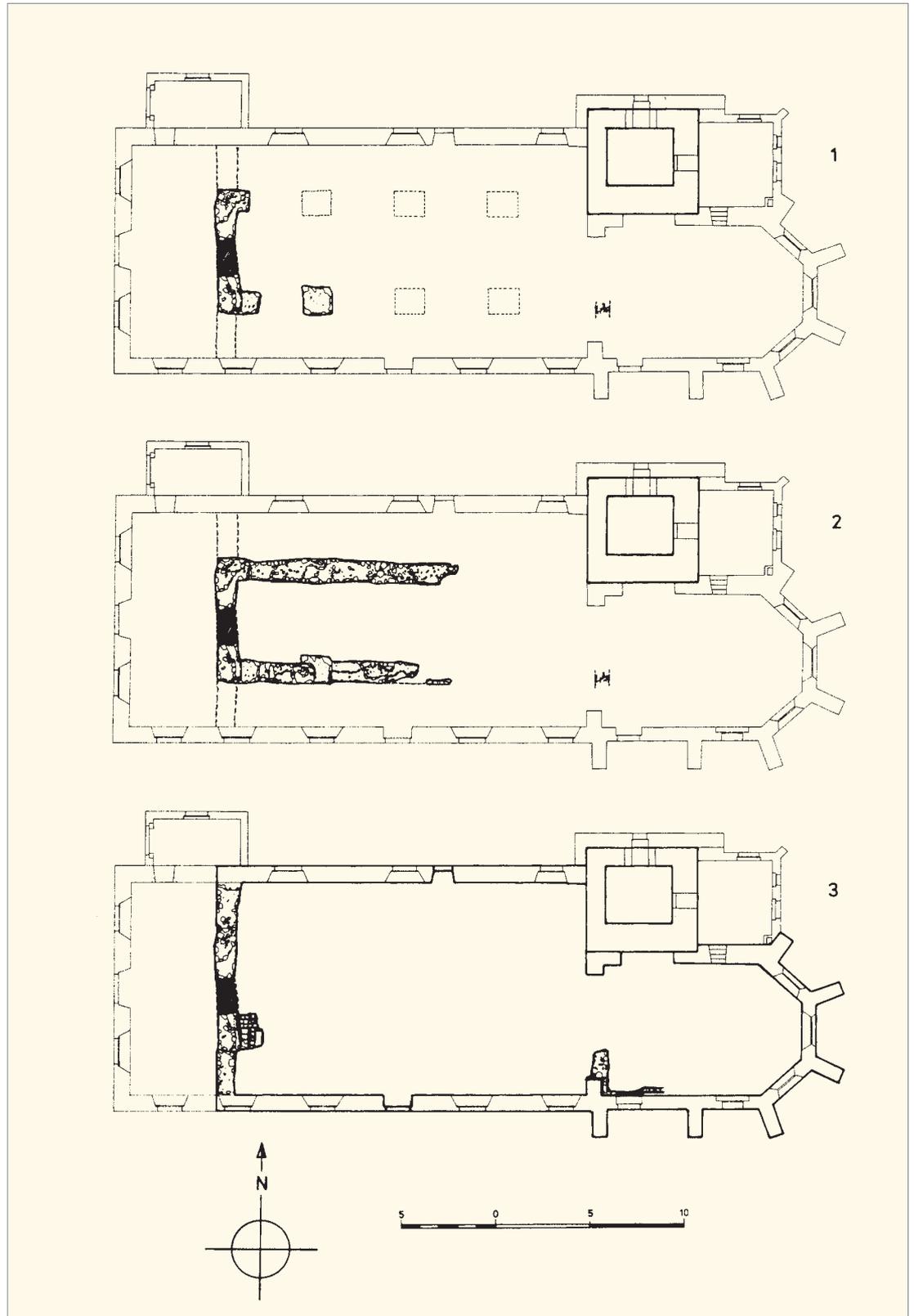


1 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. Befundbeobachtungen 1959 (nach Aufnahme Staatliches Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe) mit darauf basierender Rekonstruktion der Bauphasen (nach L. Hildebrandt).

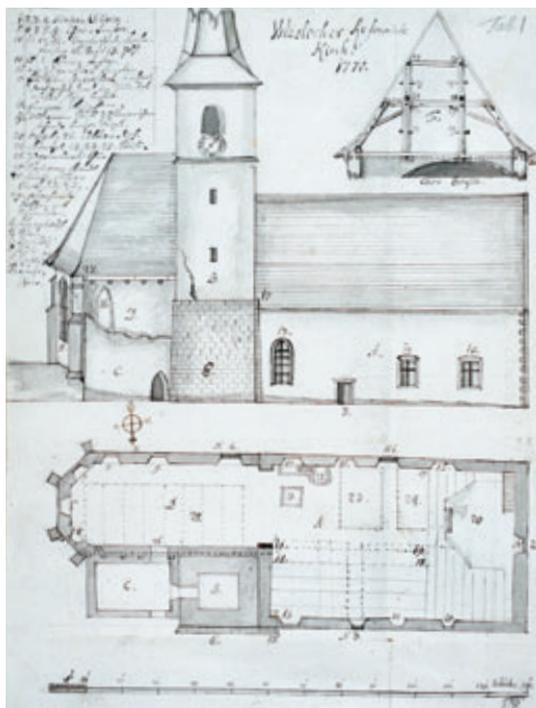
ergänzender Bericht stammt aus der Feder Bertholds von Reichenau. Auch wenn die Schilderungen der beiden Heinrich IV. nicht sonderlich geneigten Chronisten übertrieben drastisch ausgefallen sein dürften, so sind doch als deren Kern kriegerische Ereignisse im Umfeld der Wieslocher Kirche anzunehmen.

Interessant ist Bernolds Formulierung „bei“ statt „in Wiesloch“, lag doch die damalige Hauptsied-

lung in mehr als 200 m Entfernung jenseits des Leimbaches, die vermutliche frühmittelalterliche Keimzelle des Ortes gar noch weiter westlich in der Rheinebene an der Kreuzung der Hauptverkehrsstraßen Speyer – Wimpfen und Ladenburg – Bruchsal. Das heutige Stadtgebiet wurde erst im Laufe des späteren 11. und des 12. Jahrhunderts aufgesiedelt.



2 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. Befunde der Untersuchungen 2001.  
 1 Phase I: Romanisch (vor 1059/61 bzw. 1071). –  
 2 Phase II: Romanisch (nach 1077?). – 3 Phase III.  
 Gotisch (1. Hälfte 15. Jh.).



Die Grabungen des Jahres 2001:  
Denkmalpflegerische und forschungsgeschichtliche Ausgangssituation

Der Einbau von Fußbodenheizungen in Kirchen stellt ein Problem dar, mit dem auch die jüngste Generation von Denkmalpflegern noch oder besser wieder konfrontiert wird. Denn häufig scheinen die alten, meist erst nach dem letzten Krieg eingebauten Heizungsanlagen den heutigen Ansprüchen nicht mehr zu genügen. Die mit der Erneuerung verbundenen Baumaßnahmen im Kircheninneren bergen vielfach die Gefahr, dass die oftmals nur noch fragmentarisch erhaltenen Befunde allfälliger Vorgängerbauten ihres Zusammenhanges weiter beraubt und so endgültig nahezu archäologisch „unlesbar“ werden.

Auch in Wiesloch stand im Jahre 2001 im Rahmen einer tief greifenden Neugestaltung der evangelische Stadtkirche der Einbau eines neuen Heizsystems an. Unter Berücksichtigung des bei kursorischen Beobachtungen während des ersten Heizungseinbaues 1959 durch das Staatliche Amt für Denkmalpflege Karlsruhe erhobenen Befundes (Abb. 1) waren angesichts der vorgelegten Planung stellenweise ernsthafte Eingriffe in die unterirdisch noch erhaltene Bausubstanz absehbar. Es erübrigt sich fast zu sagen, dass dieser programmierte Zielkonflikt mit den Belangen der archäologischen Denkmalpflege im Planungsstadium völlig ausgeklammert wurde. Es blieb nur, mit der Bauherrschaft zum einen eine baubegleitende archäologische Dokumentation, zum anderen die Beschränkung der besagten Eingriffe – gravierend genug – auf das absolut Notwendige zu vereinbaren. Bei den vorbereitenden Besprechun-

gen unter Beteiligung des Kirchengemeinderates zeigte man sich teilweise skeptisch, ob man den archäologischen Erkenntnissen aus dem ersten Heizungseinbau damit überhaupt etwas Neues würde hinzufügen können, hat die Untersuchungen aber als Auflage der Fachbehörde hingenommen und immerhin die zusätzlich entstandenen Baggerkosten getragen.

In der Tat schienen schon die Beobachtungen des Jahres 1959 die Rekonstruktion einer von der Romanik bis in das Barock reichenden Bauabfolge möglich zu machen (Abb. 2). Einen quer zur Kirchenachse auf die so genannte Sickinger Pforte in der südlichen Kirchenwand zulaufenden, von einem verzierten Estrich bedeckten Mauerzug deutete man als Rest einer ersten (frühromanischen) Saalkirche. Nach deren Abriss vermutete man die Errichtung eines vergrößerten Baus, als dessen nördliche Wand ein im Kircheninneren angetroffenes Fundament identifiziert wurde. Die Südwand ist dagegen spätestens seit dieser Bauphase identisch mit der Außenmauer des heutigen Langhauses. Das Ende dieser ebenfalls romanisch datierten Kirche sah man im Zusammenhang mit den Ereignissen des Jahres 1077.

Aufgrund einer Fluchtänderung der ehemaligen nördlichen Kirchenmauer wurde auf eine Zweiphasigkeit geschlossen und der westliche Abschnitt dieser Mauer mit der Verlängerung des Kirchenschiffes um rund 9 m in Verbindung gebracht. Die Schaffung der „Sickinger Pforte“ an der Kirchensüdseite steht wohl in Zusammenhang mit dieser Erweiterung, womit wiederum anzunehmen ist, dass sie um 1430 durch Schwarz-



3 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. Ansicht und Grundriss vor der Erweiterung des Langhauses, 1770. Vorlage: GLA Karlsruhe 190 / Wiesloch Amt Fasz. 146 / Blatt 41.

4 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. Ansicht und Grundriss mit der (geplanten) Erweiterung des Langhauses, um 1773. Vorlage: GLA Karlsruhe 190 / Wiesloch Amt Fasz. 146 / Blatt 4.

5 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. Archäologische Untersuchungen 2001. Blick nach Norden entlang der Westwand des mittelalterlichen Baus. Rechts davon ist deutlich die Baufuge zwischen Pfeilervorlage (Phase I) und dem stumpf daran anstoßenden nördlichen Streifenfundament der jüngeren Basilika (Phase II) zu erkennen. Das Fundament der romanischen Westmauer (Phase I) ist von Norden her abgebrochen, im Hintergrund ist das entsprechende Fundament der gotischen Bauphase zu sehen.

Reinhard von Sickingen veranlasst wurde. Wahrscheinlich gilt Gleiches auch für die Errichtung des noch heute bestehenden gotischen Chores. In der 1959 freigelegten ehemaligen Westwand dieses Kirchenbaus konnten der – bei den angenommenen Proportionen allerdings merkwürdig aus der Kirchenachse nach Norden verschobene – Haupteingang und daran im Kircheninneren anschließend der Rest eines Plattenbodens dokumentiert werden. Eine Lage in der Mittelachse der Kirche wäre demnach erst mit einer im späten 16./frühen 17. Jahrhundert angenommenen Verschiebung der Langhausnordwand eingetreten (Abb. 2). Ihre heutige Gestalt erhielt die Kirche mit einer letztmaligen Vergrößerung des Langhauses im Jahre 1773 (Abb. 4).

Die archäologischen Untersuchungen des Jahres 2001

Mit den baubegleitenden Untersuchungen des Jahres 2001 sollte die Gelegenheit genutzt werden, die oben skizzierten bisherigen Erkenntnisse über die Baugeschichte der Wieslocher Stadtkirche zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren. Das bereits 1959 entdeckte Fundament der vermeintlichen Nordwand des Kirchenschiffes konnte auch in diesem Jahr wieder freigelegt werden (Abb. 5). Im Gegensatz zur bisherigen Annahme (vgl. Abb. 1) erwies es sich jedoch als einheitlicher Mauerzug. Zudem trat zum einen an dessen westlichem Ende eine saubere Baufuge



zum Mauerverband der mutmaßlichen Nordwestecke der gotischen Kirche zutage (Abb. 5). Darüber hinaus war anhand einer Abbruchkante an der Nordseite dieses Verbandes deutlich zu erkennen, dass es sich hier nicht um eine Ecke handelte, und somit die Interpretation des Fundamentes als Rest der nördlichen Außenmauer hinfällig wurde. Der Befund klärte sich durch die Entdeckung eines bislang unbekanntes Fundamentstreifens im südlichen Kirchenschiff (Abb. 4). Es bot sich im Wesentlichen das gleiche Bild, doch war hier, deutlich erkennbar, ein älteres, quadratisches Pfeilerfundament von rund 1,5 m Kantenlänge in die Mauer einbezogen worden (Abb. 6). Die mit Baufugen endenden Vorsprünge der westlichen Abschlussmauer lassen sich somit als Pfeilervorlagen interpretieren. Bei der aus dem Befund erschließbaren lichten Weite von etwas mehr als 3 m zwischen den Pfeilern hat der Raum zwischen westlicher Abschlusswand und Triumphbogen vier Jochen Platz geboten. Die zwei im Spannfundament des im Aufgehenden gotischen Triumphbogens erkennbaren Bauphasen deuten auf eine Vorgängerstruktur an dieser Stelle hin. Anhand dieser Beobachtungen lässt sich die erste in Wiesloch nachweisbare Kirche als kleine romanische Pfeilerbasilika rekonstruieren

6 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. Archäologische Untersuchungen 2001. Blick gegen das Westende des mittelalterlichen Langhauses. Im Vordergrund ist das in der zweiten Bauphase in ein Streifenfundament einbezogene Pfeilerfundament der ersten romanischen Phase zu sehen. Das Streifenfundament wird im Hintergrund von den gotischen Fußbodenfliesen überdeckt. An diese anschließend ist das von Süden abgebrochene Fundament der romanischen Westmauer, im linken Anschluss das entsprechende Fundament der gotischen Bauphase erkennbar.

(Abb. 2). In einer zweiten, wahrscheinlich ebenfalls romanischen Bauphase wurden die Pfeilerfundamente zwischen Haupt- und Seitenschiffen durch ein Streifenfundament ersetzt bzw. in dieses einbezogen (Abb. 6).

So gelang es erstmals, den Grundriss des anhand schriftlicher Nachrichten, aber auch aufgrund baugeschichtlicher Beobachtungen zu vermutenden (siehe unten), archäologisch bislang jedoch nur in Spuren greifbaren romanischen Kirchenbaus in weiten Teilen zu erfassen. Eine schlüssige Erklärung für die Existenz einer Basilika bietet sich bislang allerdings momentan nicht. Selbst in einer durch den Bergbau prosperierenden Gemeinde wie Wiesloch wäre diese Bauform für eine einfache Pfarrkirche ungewöhnlich.

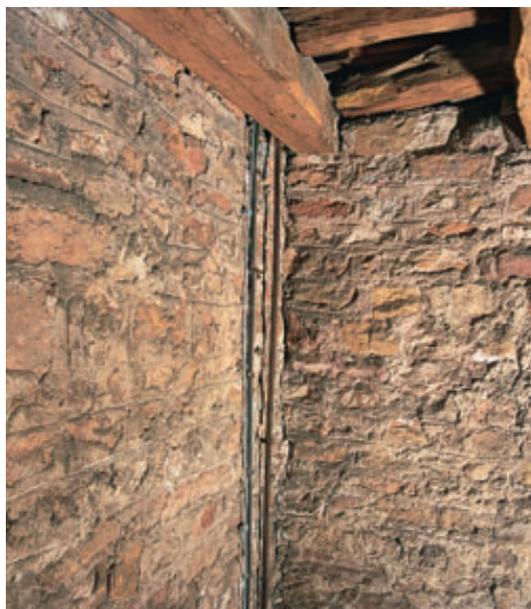
Die Verknüpfung der beiden romanischen Bauphasen mit den oben genannten historischen Ereignissen (Kirchweihe 1071 bzw. 1059/61; Brand 1077) ist aufgrund fehlender absoluter Datierungsmöglichkeiten nur unter Vorbehalt möglich. Ein Befund, der möglicherweise mit der angeblichen Belagerung und Zerstörung der Kirche durch Heinrich IV. in Verbindung zu bringen ist, wurde indes im Außenbereich angetroffen. Bei der Verlegung einer Gasleitung im Bereich zum südlich gelegenen Pfarrgarten hin konnte der ehrenamtliche Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes, Dr. Ludwig H. Hildebrandt, ein Grubenhaus dokumentieren. Große Mengen verkohlten Holzes und Getreide – vornehmlich Roggen mit Anteilen von Dinkel, mehrzeiliger Gerste, Nacktweizen und Hafer – in der Grubenhausverfüllung lassen eine Zerstörung des kleinen Speichergebäudes durch einen Brand vermuten. Die mitgefundenen Keramik datiert diesen Vorfall in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts und rückt ihn somit in die Nähe der genannten historischen Ereignisse.

Bei der mittelalterlichen Kirche selbst deuten die Abbruchkanten in der Westwand auf einen weitgehenden Abriss des romanischen Baus – unter Aussparung des Eingangsbereiches und möglicherweise gar des ganzen Westportals – hin. An seiner Stelle wurde ein neues Langhaus errichtet, dessen Nord- und Südwand zumindest noch zum Teil in den heutigen Außenmauern der Kirche erhalten sind (siehe unten). Die über dem zwischen Haupt- und südlichem Seitenschiff gelegenen Streifenfundament der Phase II verlegten Bodenfliesen (Abb. 5) weisen auf einen einschiffigen Bau hin. Die nördliche Fortsetzung des Fußbodens und die Schwelle des westlichen Kirchenportals waren bereits im Jahre 1959 dokumentiert und anschließend durch den Heizungseinbau zerstört worden. Auch die bei gleicher Gelegenheit bei der Nordwand entdeckten Reste eines Fliesenbodens (Abb. 6) können aufgrund der jüngsten Beobachtungen problemlos dem gotischen Bau zugewiesen werden. Nach früherer Lesart wären diese außerhalb der gotischen Kirche zu liegen gekommen. Was die Datierung des Umbaus des Kirchenschiffes und der Errichtung des heute noch bestehenden Chores angeht, so war den eingangs geäußerten Vermutungen durch die archäologischen Untersuchungen nichts hinzuzufügen. Neu war indes die Erkenntnis, dass der gotische Chor von Beginn an nicht in der Mittelachse der Kirche lag. Ihre endgültige Gestalt erhielt die Wieslocher Kirche 1773/74 mit einer Vergrößerung des Langhauses (Abb. 3; 4). Die Baufugen zum gotischen Mauerwerk waren während der Bauarbeiten teilweise aufgedeckt.

Erwähnenswert ist die Wiederentdeckung der 1959 als Kellerabdeckung im Chorbereich genutzten bisher ältesten aus Wiesloch bekannten Grabplatte. Sie ist dem eigentlich in Walldorf an-



7–9 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. An der Außenseite des gotischen Chores verbaute romanische Spolien: ornamentierter Werkstein, umgedrehte Pfeiler- oder Säulenbasis und Rest eines menschlichen Kopfes (?).



10–11 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. Mauerwerk mit Kellenfugenstrich im Kirchturminnen. Der Kellenfugenstrich in der Fenster niche belegt, dass die einfachen Fenster in die Erbauungszeit des Turmes gehören.

12 Wiesloch, evangelische Stadtkirche. Mauerwerk mit Brandspuren im Kirchturminneren.



sässigen, zwischen 1377 und 1385 verstorbenen Swicker III. von Sickingen zuzuweisen. Ebenso pragmatisch wie unsensibel hatte man damals die Halterung für die Altarstütze hineingedübelt. Unter der Vermittlung von Herrn Dr. Hildebrandt gelangte das ungeliebte Stück nun in die Obhut der Stadt Wiesloch.

Ganz ohne Einfluss auf die Neugestaltung der Kirche blieben die archäologischen Untersuchungen jedoch nicht, entstand doch in der Kirchengemeinde der Wunsch, den erhaltenen gotischen Fußbodenrest und das umliegende romanische Mauerwerk zu konservieren und sichtbar zu machen. So verdienstvoll dieses Anliegen auch ist, muss dazu bemerkt werden, dass selbst solch ein Schlüsselbefund nach den erfolgten Substanzeingriffen nur mehr ein Fragment ist, dessen baugeschichtlicher Zusammenhang ohne die die Maßnahmen begleitende Dokumentation für immer verloren wäre. So bleibt die Sichtbarmachung der Baureste bloßer architektonischer Akzent in einem denkmalpflegerisch umstrittenen Neugestaltungskonzept der Kirche.

#### Baugeschichtliche Befunde

Konnte die Gestalt der romanischen Vorgängerbauten in Wiesloch mit den Untersuchungen des Jahres 2001 erstmals genauer gefasst werden, so waren einige bauliche Relikte dieser Kirchen schon lange für jedermann sichtbar. In der Außenwand des Chores vermauert finden sich einige Spolien, die aufgrund ihrer Ornamentik bzw. Profilierung dem 11. Jahrhundert zugewiesen werden können (Abb. 7–9). Doch sind diese nicht das einzig Romanische an der Wieslocher Kirche: Wird der Glockenturm im einschlägigen Kunstdenkmäler-Band noch als Bau des 18. Jahrhunderts ohne jeden künstlerischen Wert bezeichnet, erweist sich bei genauerem Hinsehen die Schmucklosigkeit nicht als Qualitäts-, sondern als chronologisches Merkmal. Kellenfugenstrich und andere Details (Abb. 10; 11) belegen romanische Bausubstanz bis in eine Höhe von rund 18 m. Die

Frage, ob die im Turm erkennbaren Brandspuren (Abb. 12) mit den Ereignissen von 1077 oder doch mit den Zerstörungen des Jahres 1689 in Verbindung zu bringen sind, muss ebenso offen bleiben, wie die Frage, welcher der beiden romanischen Bauphasen (Abb. 2) er zuzuweisen ist.

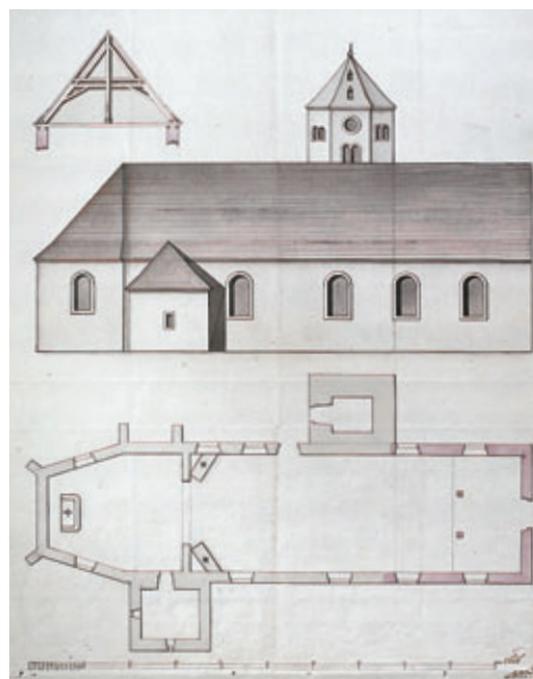
### Die katholische Pfarrkirche St. Peter in Ilvesheim

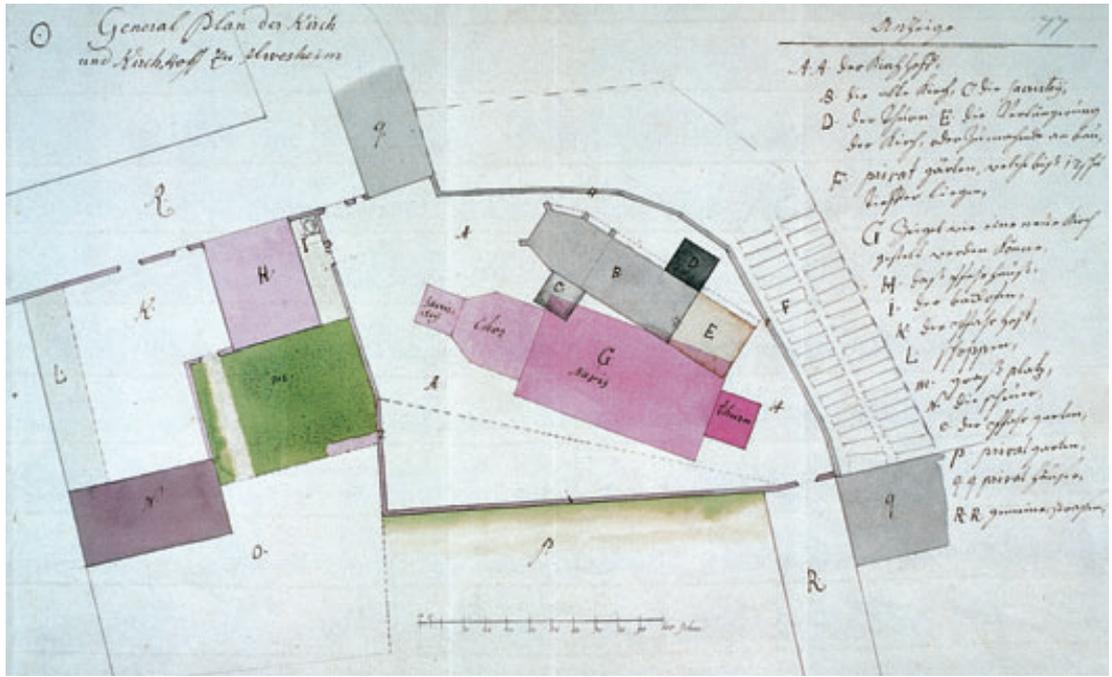
#### Historisches und Baugeschichtliches

In markanter topografischer Lage auf dem höchsten Punkt eines Dünenhügels überragt die katholische Pfarrkirche St. Peter in Ilvesheim die Talauwe nördlich des Neckars. Erstmals für das Jahr 766 als Ulvinisheim im Lorscher Kodex erwähnt, belegen die Namensendung auf -heim und ein unter Vorbehalt in die Merowingerzeit zu datierendes, bei Bauarbeiten in der Hauptstraße zerstörtes Grab ein höheres Alter des Ortes bzw. seiner Vorgängersiedlungen. Erste Hinweise auf eine Kirche sind wiederum den Aufzeichnungen des Klosters Lorsch zu entnehmen, wonach im Jahre 951 eine Schenkung an das Kloster in villa Ulvenesheim in cimiterio vollzogen wurde. Aus der Nennung eines Friedhofes darf zweifelsfrei auf die Existenz eines Kirchenbaus geschlossen werden. Unter Berücksichtigung der eingangs skizzierten topografischen Situation wird man diesen wohl kaum woanders vermuten dürfen als im Bereich der heutigen Pfarrkirche. Diese selbst scheint 1308 erstmals in den Quellen auf, als die Patronatsrechte vom Kloster Hornbach auf das Domstift Worms übertragen wurden.

Der älteste erhaltene Grundriss mit Ansicht (Abb. 13) aus dem Jahre 1774 zeigt ein mit sei-

13 Ilvesheim, St. Peter. Grund- und Aufriss mit Erweiterungsvorschlag 1774 von Schöeffer. Vorlage: GLA Karlsruhe, Baupläne Ilvesheim Nr. 5.





14 Ilvesheim, St. Peter. Lageplan der mittelalterlichen Kirche und des geplanten Neubaus von Traiteur aus dem Jahre 1779. Die archäologischen Beobachtungen der Jahre 1991 und 2002 haben gezeigt, dass der Neubau schließlich weiter zur Geländekante hin erbaut wurde, als auf diesem Plan dargestellt. Vorlage: GLA Karlsruhe, Baupläne Ilvesheim Nr. 4.

nem dreiseitigen Chorschluss und den beiden bereits in einer Quelle aus dem Jahre 1496 erwähnten Seitenaltären im Wesentlichen gotisches Gebäude mit offensichtlich romanischem Turm. Da es sich bei der Darstellung um einen Entwurf für einen Ausbau des Langhauses handelt, entsprechen die angegebenen Barockfenster nicht notwendigerweise dem damaligen Bestand. Die projektierte Erweiterung kam jedoch, anders als in Wiesloch, nie zur Ausführung. Stattdessen entschloss man sich zu einem größer dimensionierten Neubau, der 1789 mit Abriss von Langhaus und Chor begonnen und im folgenden Jahr vollendet wurde. Offensichtlich wegen des Platzbedarfes musste dabei die neue Kirche ein Stück von der Hochuferkante weg verlegt werden (Abb. 14). Der romanische Turm blieb zunächst stehen und diente bis zu seinem Einsturz 1794/95 als Campanile. Der heutige Westturm wurde erst im Jahre 1817 errichtet.

Die Grabungen des Jahres 2002:  
Denkmalpflegerische Ausgangslage und archäologische Vorkenntnisse

Beginnend 2002 waren an der Ilvesheimer Kirche umfangreiche Arbeiten zur Außensanierung im Gange, in deren Verlauf zur Mauertrockenlegung die Fundamente um den gesamten Bau herum aufgedigelt werden mussten. Als man im Juli desselben Jahres dabei vermeintlich auf einen Grabstein stieß, meldete man dies unverzüglich der mit der Sanierung befassten Konservatorin der Bau- und Kunstdenkmalpflege, die wiederum die Archäologie des Mittelalters von dem Fund verständigte. Vor Ort stellte sich heraus, dass es sich nicht um einen Grabstein, sondern vielmehr

um einen abgearbeiteten romanischen Sarkophag (Abb. 17; 21) handelte. Da die Kirche bei ihrem Neubau nach Norden verschoben worden war, querte deren südliche Außenwand die Fundamente der mittelalterlichen Vorgängerbauten, die nun ebenfalls im Trockenlegungsgraben offen lagen. Bedingt durch seine Ausschnitthaftigkeit ergab der Befund allerdings, selbst in der Zusammenschau mit den beim Heizungseinbau 1991 gemachten Beobachtungen, auf die es weiter unten noch kurz einzugehen gilt, kein klares Bild. Auf Anhieb zeigte sich lediglich, dass eines der mittelalterlichen – offensichtlich zur gotischen Bauphase gehörigen – Fundamente den romanischen Sarkophag überlagerte. Da dieser in situ lag, ist daraus eine mit der Errichtung der gotischen Kirche einhergehende, maßgebliche Änderung der Raumaufteilung abzuleiten. Mithin schien ein romanischer Vorgängerbau fassbar, dessen Existenz bislang lediglich aufgrund der Schriftquellen (siehe oben) angenommen werden konnte.

Angesichts der kleinteiligen und zugleich inselartig verteilten Einblicke in den Befund kam bei den Beteiligten der Wunsch auf, die Grabungsschnitte zu erweitern, um ein besseres Verständnis von der Baugeschichte der Ilvesheimer Pfarrkirche zu gewinnen, wobei dem zu dem romanischen Sarkophag gehörigen Bau besonderes Interesse galt. Das Vorhaben konnte schließlich in enger Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen der katholischen Kirche – Pfälzer Katholische Kirchengemeinschaft, Erzbischöfliches Bauamt und Kirchengemeinde – realisiert werden. Die Erkenntnismöglichkeiten waren jedoch von vorneherein dadurch eingeschränkt, dass es zum einen wegen des geringen Platzes zwischen Kirche und Gelän-

15 Ilvesheim, St. Peter.  
Beim Heizungseinbau  
1991 angeschnittene  
gotische Sakristei. Zu er-  
kennen ist das Funda-  
ment der Westmauer  
und rechts daran an-  
schließend der Fliesen-  
boden im Inneren.



dekante nicht möglich war, die Fundamente gänzlich und in einem Stück freizulegen, zum anderen darauf verzichtet wurde, den Befund – da nicht unmittelbar durch die Baumaßnahmen bedroht – „abzubauen“, was zur Klärung von Detailfragen hätte beitragen können.

Hinzu kommt der problematische Dokumentationsstand jener Befunde, die im Jahre 1991 beim Heizungseinbau im Kircheninneren beobachtet worden waren. Offensichtlich wurde das Landesdenkmalamt erst hinzugezogen, als die Fundamente der mittelalterlichen Vorgängerbauten durch die Heizungsgräben bereits angeschnitten waren. Durch das Denkmalamt erfolgte lediglich die fotografische Dokumentation. Der Mauerverlauf konnte dagegen nur anhand der wohl bau-seits vorgenommenen Einmessung der Anschnitte in den Heizungsgräben rekonstruiert werden. Der resultierende Grundriss zeigt gravierende Unstimmigkeiten, vor allem in der Orientierung der angeschnittenen gotischen Sakristei (Abb. 15), die man sich gerne im rechten Winkel zum Kirchenbau gewünscht hätte. Unklar bleibt auch, ob die Mauerreste allesamt zu dem gotischen Vorgängerbau zu rechnen sind oder ob sich darin nicht noch ältere Reste verbergen. Was die mit-

16 Ilvesheim, St. Peter.  
Grabungsbefunde  
des Jahres 2002 mit  
Phasengliederung.



telalterliche Kirche angeht, so weist der Befund auf mindestens zwei Bauphasen hin, war doch deutlich zu erkennen, dass der Mauerzug des dreiseitigen Chorschlusses stumpf an die pfeilerverstärkte Nordwestecke der älteren Bauphase stößt. Westlich der Sakristei konnten zwei Stützpfeiler in der Nordwand, die nordwestliche Kirchenecke sowie der Ansatz der westlichen Abschlussmauer dokumentiert werden. Darüber hinaus offenbarte sich, dass es sich bei einem im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrten Lageplan von 1779 (Abb. 14), auf dem sowohl die gotische Kirche als auch der geplante Neubau eingetragen sind, wohl nur um einen Projektentwurf handelt. Letzterer wurde dann doch ein Stück näher zur Geländekante hin errichtet als ursprünglich beabsichtigt.

Die archäologischen Untersuchungen des Jahres 2002

Aufgrund der skizzierten Ungenauigkeiten in der Dokumentation war es nicht immer problemlos möglich, die Befunde aus dem Kircheninneren mit den Beobachtungen des Jahres 2002 (Abb. 16) im Außenbereich in Übereinstimmung zu bringen. Trotz Differenzen in der Flucht ist jedoch der außen zuerst entdeckte Mauerzug mit der östlichsten der im Inneren entdeckten Mauern, an die wie gesagt der dreiseitige Chorschluss stumpf ansetzte, zu identifizieren. Da dieses Fundament zweifelsfrei einen offenbar in situ liegenden romanischen Sarkophagrest überlagerte (Abb. 17; 21), muss es einer jüngeren, wohl gotischen Bauphase zuzuweisen sein. Der zugehörige Bau war mit einer Länge von rund 17 m deutlich kleiner war als die vorangehende Kirche. Im Außenbereich konnte 2002 erstmals der zur zweiten gotischen Bauphase gehörige östliche Chorabschluss dokumentiert werden, womit sich für diesen Bau eine Länge von 22,5 m erschließen



lässt (Abb. 16). Die südliche Außenwand des Chores liegt ganz knapp auf einer Ecke des zweiten in Ilvesheim entdeckten Sarkophages (Abb. 18; 22) und lässt sich, mit Unterbrechungen, nach Westen bis hin zu einer Baufuge verfolgen, die nicht recht erklärbar scheint und am ehesten mit dem Triumphbogen des reduzierten ersten gotischen Kirchenbaus in Verbindung zu bringen ist. Am Turmfundament konnte ein weiteres, stumpf daran stoßendes Stück der Außenmauer dokumentiert werden.

Die über 2 m dicken Mauern des an seiner Außenkante 6 m messenden Turmes wurden beim Abriss ihrer Schalen beraubt, doch deuten fischgrätartig gesetzte Steine im Kern auf eine Datierung in das 11./12. Jahrhundert hin. Bemerkenswerterweise hatte man bei der Errichtung Rücksicht auf eine ältere Bestattung genommen, indem man das Fundament im Schädelbereich etwas zurückversetzte. Das Grab weist auf einen schon länger bestehenden, möglicherweise gar den in den Lorscher Quellen erwähnten Friedhof hin. Auf der ganzen Grabungsfläche haben sich allein im Turminnern ungestörte Schichten erhalten, die u. a. von einem kleineren Brandereignis im Mittelalter zeugen. Aus den Abbruchschichten über dem Fundament stammen Scherben von Mineralwasserkrügen (Abb. 20), deren Datierung gut zu den überlieferten Baudaten (siehe oben) passt.

Schwierig gestaltet sich die Rekonstruktion der zum romanischen Turm gehörigen Kirche. Im Befund schlagen sich – in beiden Fällen nur fragmentarisch – zwei aufeinander folgende Bauten nieder (Abb. 16). Zum ältesten gehört eine lediglich auf einer Länge von 4,5 m zu beobachtende qualitativvoll gearbeitete Schalenmauer von 0,6 m Breite (Abb. 18). Auch die nachfolgende, unmittelbar nördlich von dieser aufgeführte mächtigere Mauer ließ sich nur über eine kurze Strecke ver-

folgen. In ihrer westlichen Flucht war ein Ausbruchgraben zu beobachten, und vieles spricht dafür, das hier auf halbem Weg zum Turm dokumentierte Mauerstück als „stehen gelassenen“ Rest eines romanischen Fundamentes zu interpretieren. Die Außenkante der Mauer zielte auf die Ecke des Turmfundamentes. Möglicherweise wurden beide aus statischen Gründen nie im Verband gemauert, könnten also ohne weiteres zur gleichen Bauphase gehören. Unklar bleibt die Gestaltung des Chorbereiches der romanischen Kirche(n).

Bereits Erwähnung fanden die beiden in Ilvesheim angetroffenen Sarkophage. Die in gleicher Flucht liegenden qualitativvollen Stücke waren aus gelblichem Sandstein gearbeitet. Während der westlich liegende Steinsarg mit Kopfnische und ungewöhnlich großem Abflussloch (Abb. 22) nur allgemein in das 11./12. Jahrhundert – für Parallelen im Elsass wird gar noch ein früherer Datierungsspielraum angenommen – eingeordnet werden kann, scheint die Datierung des zweiten Sarges (Abb. 21), dessen Kopfende aufgrund jüngerer Eingriffe fehlte, enger fassbar. Die gepickte, in Dreiecksflächen angelegte Verzierung auf den Innenseiten scheint im Kirchenbau als Oberflächentechnik auf die Mitte des 11. Jahrhunderts beschränkt gewesen zu sein. Ähnlich datiert ein vergleichbarer Sarkophag aus Bechtheim (Kr. Alzey-Worms) in Rheinhessen. Beide Steinkisten lagen offensichtlich noch an Ort und Stelle, wobei die Abarbeitung des westlicheren mit der goti-

17 Ilvesheim, St. Peter. Archäologische Untersuchungen 2002. Romanischer Sarkophag 1 in Fundlage, überdeckt von gotischem Spannfundament. Blick nach Osten.

18 Ilvesheim, St. Peter. Archäologische Untersuchungen 2002. Blick auf den östlichen Chorabschluss der gotischen Kirche. Dieser überlagert sowohl den romanischen Sarkophag 2 als auch die Südmauer des dazugehörigen romanischen Kirchenbaus. Am linken Bildrand ist die zur frühesten Kirche gehörige Schalenmauer erkennbar.



19 Ilvesheim, St. Peter. Archäologische Untersuchungen 2002. Gemauerte Grabkammer mit Estrichboden unter Sarkophag 2, nach Entnahme des Skelettes.



schen Bauaktivität in Verbindung stehen dürfte, wogegen der östlichere dabei zunächst im Außen-, später im Chorbereich zu liegen kam und so einer Beschädigung vorerst entging.

Der letztgenannte Sarkophag 2 lag über einer gemauerten Grabkammer mit Estrichboden (Abb. 19), darin noch ein Skelett. Diese Kammer wiederum nahm eindeutig Bezug auf die Südwand des jüngeren romanischen Baus, dem somit alle drei Grablegen zuzuweisen sind, wobei die zwei Steinkisten bereits eine jüngere Bestattungsschicht repräsentieren. Aus der Datierung des Sarkophages 2 folgt, dass die älteste im Befund fassbare Kirche, repräsentiert durch das sorgfältig gesetzte Schalenmauerstück, wahrscheinlich bereits vor dem 11. Jahrhundert bestand.

Mit den Grabungen des Jahres 2002 konnte in Ilvesheim für die romanische Zeit die Existenz mindestens zweier aufeinander folgender Kirchenbauten nachgewiesen werden. Die Sarkophagfunde lassen die Annahme zu, dass dort höher gestellte Persönlichkeiten bestattet wurden. Aus welchem Umfeld diese stammen, muss indes unklar bleiben, ist doch gerade für das 10.–12. Jahrhundert – die Zeit zwischen den zahlreichen Schenkungen wohlhabender Familien an das Kloster Lorsch und dem Auftreten von Ministerialen aus dem Gefolge der Pfalzgrafen – die Quellenlage zur Besitzgeschichte Ilvesheims ausgesprochen dünn, und nur unter Vorbehalt kann die Vermutung geäußert werden, dass der erste fassbare Kirchenbau bis in das 10. Jahrhundert, sprich in jene Zeit zurückreicht, als Adelhard und seine Gattin im dortigen Friedhof ihre eingangs erwähnte Schenkung an das Kloster Lorsch vollzogen.

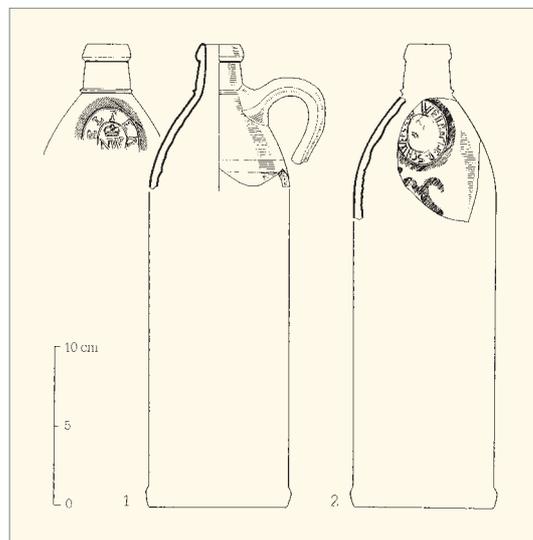
### Schlussbemerkung

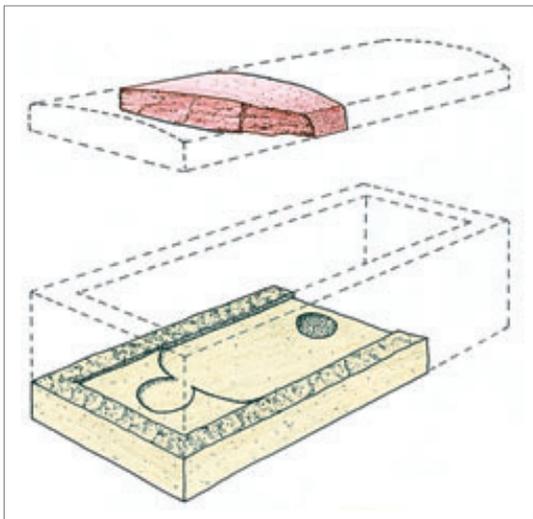
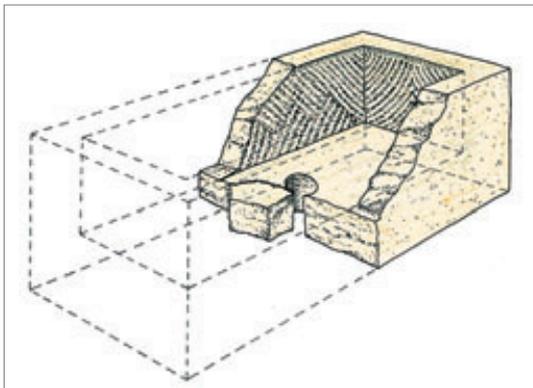
Mit den Untersuchungen in Wiesloch und Ilvesheim ergab sich in letzter Zeit zweifach die Gele-

genheit, unter heutigen Pfarrkirchen nach nur noch im Untergrund erhaltenen Resten ihrer Vorgängerbauten zu forschen. Im Gegensatz zu Wiesloch, wo sich die Baugeschichte auch noch im Aufgehenden manifestiert, standen in Ilvesheim nach Abriss des mittelalterlichen Baus im 18. Jahrhundert zu dessen Rekonstruktion – abgesehen von archivalischen Darstellungen – nur die Resultate der archäologischen Ausgrabungen zur Verfügung. In beiden Orten war die Existenz romanischer, in Ilvesheim gar älterer Bauten vorzusetzen. In den Quellen ist die entsprechende Kirche für Wiesloch wesentlich schärfer fassbar, als dies für Ilvesheim der Fall ist. Während an letzterem Ort der archäologische Befund so eine Lücke in der schriftlichen Überlieferung schließt – mit allen Fragen, die sich daran knüpfen, scheint er in ersterem Fall vordergründig nur die bekannten historischen Ereignisse – dazu zählt auch der Siedlungsbeginn im heutigen Stadtgebiet – zu illustrieren. Bei genauerem Blick auf den baugeschichtlichen Befund jedoch deutet die hier nachgewiesene Bauform der Basilika an, dass hier nicht nur eine einfache Pfarrkirche angenommen werden darf. Möglicherweise deutet dies auf ein Stift o. Ä. hin, im Umfeld der reichen Bergbaustadt Wiesloch nicht undenkbar, aber in den Quellen eben nicht belegt. So erbringt auch hier die Archäologie über die schriftliche Überlieferung hinausreichende Erkenntnisse.

Ebenso unterschiedlich wie der historische und archäologische Befund schien in beiden Fällen auch das Bewusstsein im Umgang mit diesen Geschichtszeugnissen. Auch wenn in unserer heutigen pluralistischen Gesellschaft die Kirchen nur noch einen Teil der Bevölkerung repräsentieren, so ist deren Geschichte wesentlicher Bestandteil unserer gesamten Kultur, was man ja gerade in letzter Zeit nicht müde wird zu betonen. Umso erfreulicher scheint, dass man wenigstens fallweise gewillt ist, die daraus erwachsende Verantwor-

20 Ilvesheim, St. Peter. Scherben von Mineralwasserflaschen aus den Abbruchschichten über dem Turm. 1 Selters (Nassau-Weilburg-Stempel; 1803–1806); 2 Weilbacher Schwefelw[asser]. Bestimmung U. Gross.





tung für die materiellen Hinterlassenschaften dieser Geschichte wahrzunehmen. Den in Ilvesheim beteiligten kirchlichen Stellen sei dafür herzlichst gedankt.

#### Literatur:

A. v. Oechelhauser u.a.: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 8, 1 (Tübingen 1909) 244–245.  
 A. Hochwarth: Im Wandel der Zeit. Johanneskirche Wiesloch (Wiesloch 1983).

L. H. Hildebrandt: Die Stadt Wiesloch im Mittelalter. In: Wiesloch. Beiträge zur Geschichte 1 (Ubstadt-Weiher 2000) 31–64.

L. H. Hildebrandt: Erbauung und Zerstörung, die ersten beiden Erwähnungen der Wieslocher Kirche im 11. Jahrhundert. Kraichgau 15, 1997, 153–164.

M. Rösch: Ein verkohlter Kulturpflanzenvorrat des hohen Mittelalters aus dem Grabungsareal „Evangelische Kirche“. Kraichgau, Sonderband 27 (Eppingen, im Druck).

F. Damminger/L. H. Hildebrandt: Eine neu entdeckte romanische Basilika – archäologische und baugeschichtliche Beobachtungen in und um die Evangelische Stadtkirche in Wiesloch, Rhein-Neckar-Kreis. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001 (2002) 171–175.

H. Huth: Die Kunstdenkmäler des Landkreises Mannheim, Die Kunstdenkmäler Badens 10, 3 (München, Berlin 1967) 112–119.

H. Probst: Ilvesheim im Wandel der Zeit (Ilvesheim 1983) 16–25; 72–76.

200 Jahre Katholische Pfarrkirche St. Peter Ilvesheim (Ilvesheim 1991) 17–51.

F. Damminger: Archäologische Untersuchungen bei der katholischen Pfarrkirche St. Peter in Ilvesheim, Rhein-Neckar-Kreis. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002 (2003) 185–189.

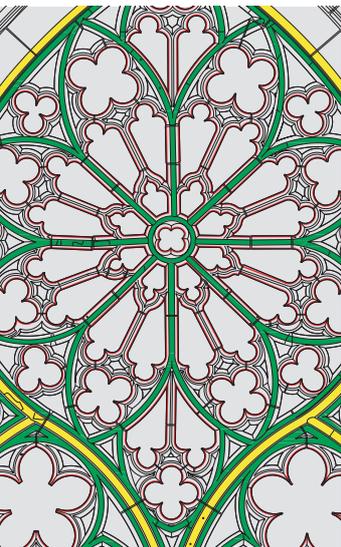
Leben im Mittelalter. 30 Jahre Mittelalterarchäologie im Elsaß. Ausstellungskatalog (Speyer 1992) 254–255.

J. Sommer: Bechtheim St. Lambertus (Königsstein ohne Jahr) 40.

R. Kautzsch: Der romanische Kirchenbau im Elsaß (Freiburg 1944) bes. 129–132.

21–22 Ilvesheim, St. Peter. Isometrische Rekonstruktionen der beiden romanischen Sarkophage 1 (unten) und 2 (oben). Bei dem gelblichen Material der beiden Stücke handelt es sich nach erster Begutachtung um Schilfsandstein aus rechtsrheinischen Lagerstätten. Das in den Abbruchschichten der Kirche gefundene Deckelfragment aus Buntsandstein ist nicht sicher zuweisbar.

**Dr. Folke Damminger**  
 LDA · Archäologische Denkmalpflege  
 Moltkestraße 74  
 76133 Karlsruhe



# Die Maßwerkfenster der Klosterkirche Salem

## Zur Erhaltung und Dokumentation von gotischem Maßwerk

*Am 29.11.2002 fand in Salem eine Fachtagung zum Abschluss der Restaurierungsarbeiten an der ehemaligen Klosterkirche statt. Diese Arbeiten am Kirchenäußeren hatten über viele Jahre verschiedene Sparten der Denkmalpflege, Handwerker, Restauratoren und Wissenschaftler, zusammengeführt mit dem gemeinsamen Ziel der Erhaltung des Münsters. Auf der Tagung konnte in Fachvorträgen, mit einer Präsentation von Plänen, Modellen, Befund- bzw. Dokumentationszeichnungen und Originalobjekten eine Vorstellung von den Arbeiten und Ergebnissen vermittelt werden. Über ein Einzelthema, die Maßwerkfenster, wird hier nochmals berichtet, weil es beispielhaft Dokumentation, Sicherung und wissenschaftliche Bearbeitung am selben Gegenstand wiedergibt.*

Richard Strobel

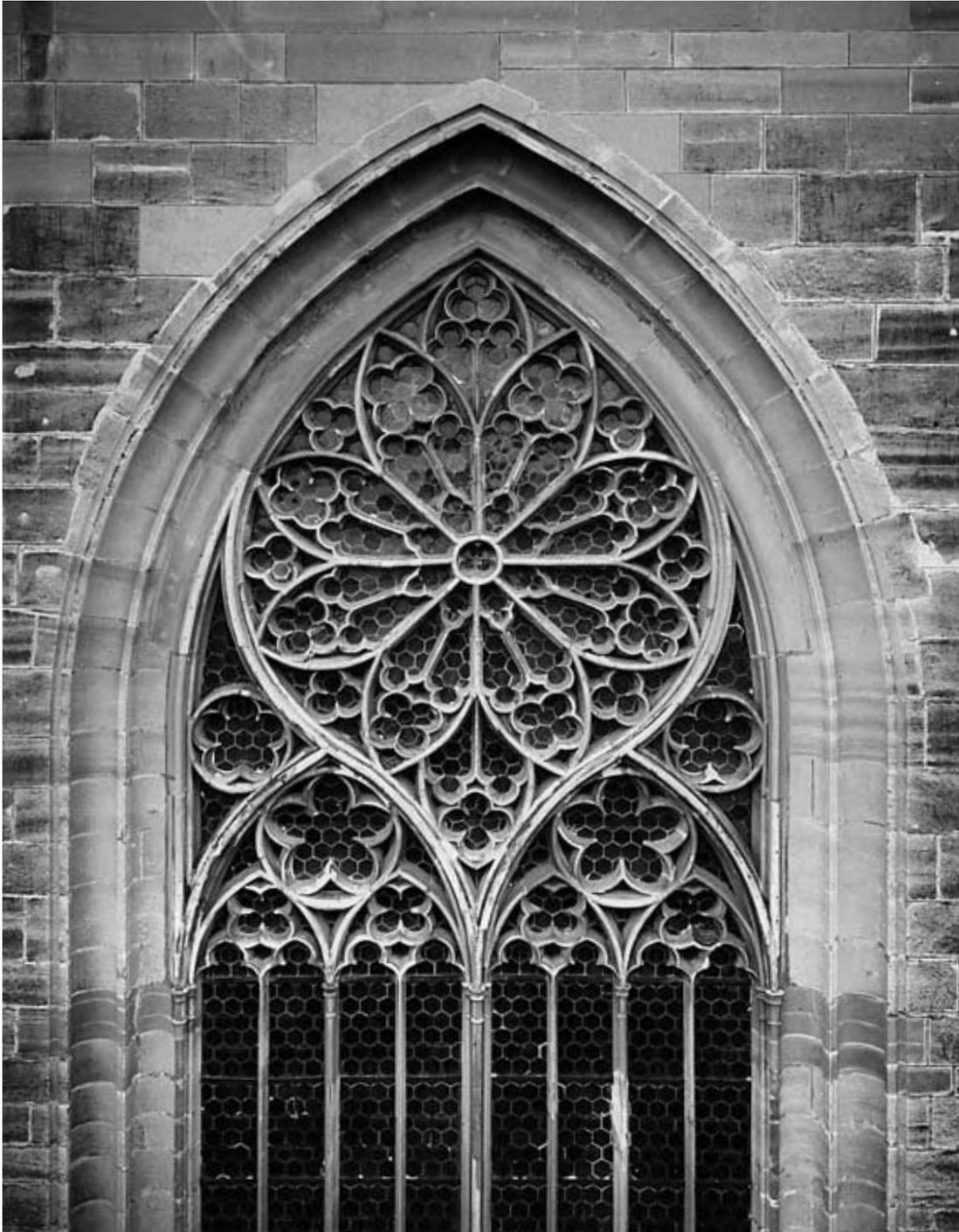
Die Maßwerkfenster des Salemer Münsters spielen in der Kunstgeschichte eine wichtige Rolle wegen Sonderformen der Hochgotik, die auf die Spätgotik vorausweisen. Andererseits sind die Maßwerke wie andere profilierte Teile besonders gefährdet und für Verwitterung anfällig. Für ihre richtige Beurteilung ist aber gerade die Originalsubstanz, also der unverfälscht erhaltene Stein der Gotik des 14. Jhs., von entscheidender Bedeutung. Das eigentliche Maßwerkfenster ist eine grundlegende Erfindung der Gotik, erstmals ausgeformt in den Chorkapellen der Kathedrale von Reims um 1215/20. Dann begleitet es in vielfacher Abwandlung die ganze, über 300 Jahre währende Stilepoche und macht charakteristische Wandlungen durch. In Salem spielen vor allem die Erfindung der Zwickelblase (Abb. 1) und Vorformen des Schneuß ebenso eine Rolle wie der Beginn „offener“ und durchkreuzter Formen, die für die Parlerzeit ab Mitte des 14. Jahrhunderts charakteristisch werden.

Voraussetzung für die Erhaltungsmaßnahmen waren exakte Planvorlagen, die von den Fassaden durch das Referat Photogrammetrie des Landesdenkmalamtes erstellt wurden. In ihnen wurden nach Maßgaben des LDA (Referat Restaurierung) durch den Restaurator die Bestandserfassung mit Steinmaterial, Fugen, Farbfassungsresten, ein detailliertes Schadensbild der Schalenbildung, Krusten, Rückwitterung usw. erstellt. Letzteres war nach strengen Kriterien zu kartieren (Abb. 2) und

mit eindeutigen, der Befundvielfalt angepassten Farb- und Zeichensymbolen zu kennzeichnen. Anschließend war ein Maßnahmenkatalog zu erstellen, der zunächst für die Westfassade größere Flächen für steinmetzmäßige Auswechslung vorsah. Jedoch konnten dann aus Kostengründen wie aus konsequenteren Erhaltungsprämissen 1998 Konservierungsarbeiten eingeleitet werden, die auf möglichst große Substanzbewahrung Wert legten. Nach der Westfassade wurden nacheinander die Chorostfassade, die beiden Querhausarme und schließlich die Chorseitenschiff Fassaden konserviert.

Vom Steinrestaurator wurden folgende Arbeiten vorgenommen (hier nur die auf die Maßwerkfenster bezogenen genannt): Abdichtung der Fensteröffnungen mit Schutzfolie oder Schaltafeln; manuelle Vorreinigung von Taubenkot und biogenem Bewuchs durch Abheben mit dem Holzspachtel und Nachreinigung mit druckarmem Mikrodampfgerät; zur Erhaltung der Bearbeitungsspuren wurde kein vollständiger Reinigungsgrad angestrebt, sondern nur die Voraussetzung für die Aufnahme des Steinfestigers (Kieselsäureester) geschaffen. Nach der Vorfestigung sandender oder feinschuppig sich ablösender Oberflächen wurden in mehreren Arbeitsgängen der Steinfestiger eingebracht, gelockerte Teilstücke so weit möglich wieder befestigt. Während sonst die häufig in Zement erneuerten Fugen ausgeräumt und mit Kalkmörtel neu verfügt

1 Das große Maßwerkfenster der nördlichen Querhausfassade mit der Salemer Besonderheit der „Zwickelblase“.

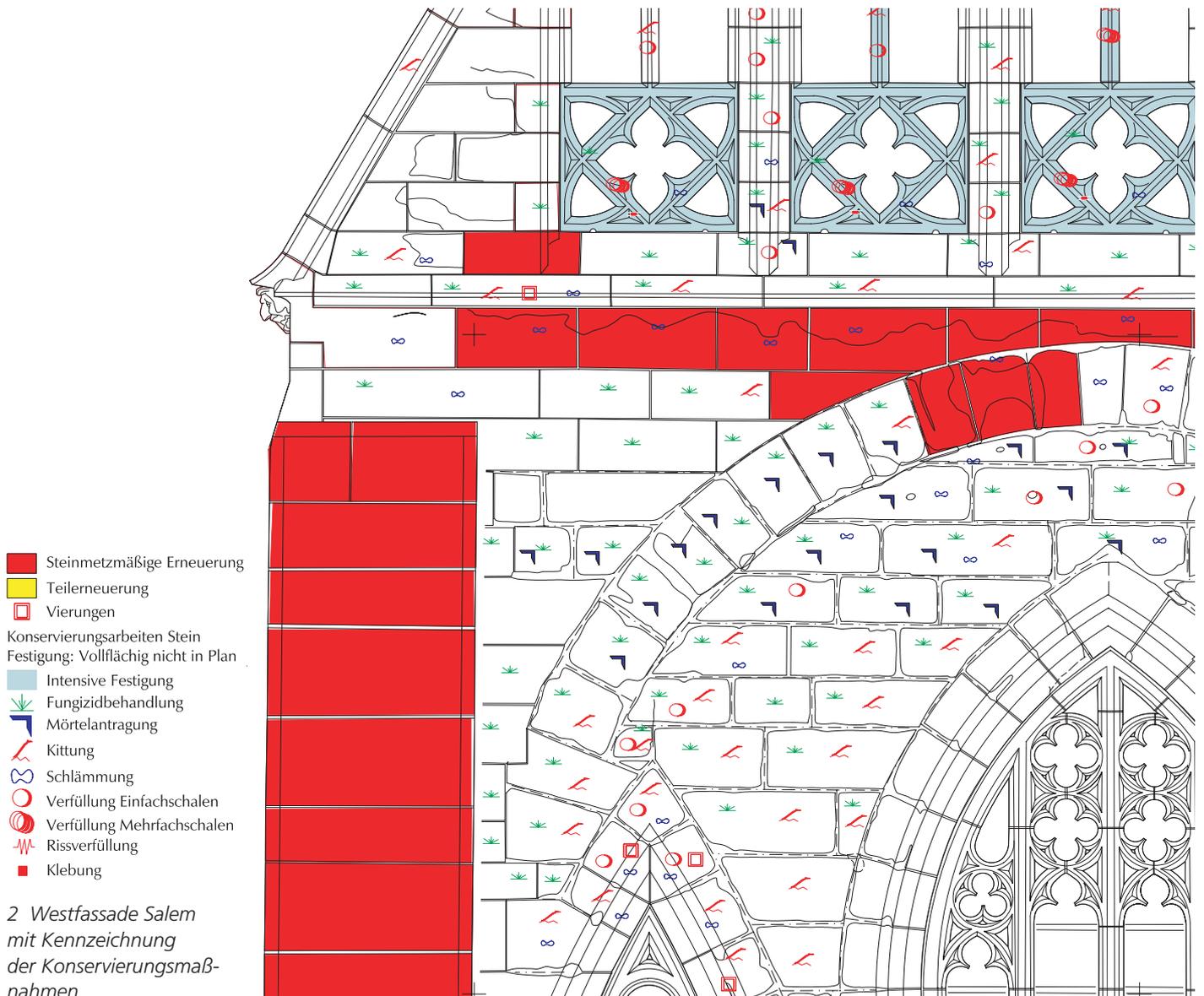


werden mussten, waren die verbleibenden Maßwerkfugen meist in gutem Zustand; nur gering war eine Nachbesserung durch Einstemmen von Bleiwolle notwendig. Beim Abnehmen des Zementmörtels kamen Eisenarmierungen zutage (Abb. 3), die aber nach Entrostung und Verzinkung am Bau verblieben. Größere Ergänzungen mit auf den vorhandenen Sandstein eingestimmter Steinersatzmasse wurden partiell vorgenommen, hauptsächlich am nördlichen Querhausfenster. Dort kam auch eine der wenigen Auswechslungen in Naturstein an einem Maßwerkstab zur Ausführung. Sonst wurden klaffende Risse am Stabwerk in einem komplizierten Injektions-, Kitt- und Anböschungungsverfahren geschlossen, an einigen Stellen

waren Vernadelungen notwendig. Alte Ergänzungen in Holz (Abb. 4) und Mörtel wurden so weit wie möglich erhalten.

### Das Maß – das Werk

In der ursprünglichen Wortbedeutung das gemessene Werk, meint „Maßwerk“ den Entwurf von Fialen und Wimpergen, vielleicht von ganzen Kirchengebäuden mit Hilfe der Geometrie. Der Nürnberger Goldschmied Hans Schmuttermayer widmet Ende des 15. Jahrhunderts (1485) sein Fialenbüchlein, ein Werkmeisterbuch, allen Meistern und Gesellen, die diese hohe und freie Kunst der Geometrie gebrauchen, um sich „dem wa(h)-



3 Nach Entfernung älterer Maßwerkergänzungen kommen hakenförmige Eisen zum Vorschein, die konserviert ihre alte Funktion beibehielten.

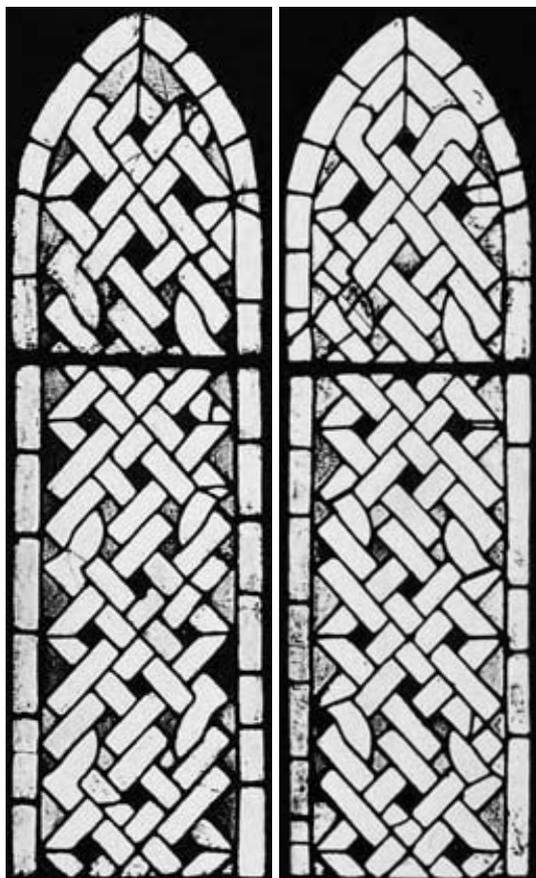


ren grunt des maswercks paß (=besser) zuunterwerffen“. Weiter heißt es: „hab ich Hanns schmuttermayer von Nurmberg die art solichs maswercks.virung.rotund.der violn (Fialen).vinperg.und der pfeylr ... gerecht gemacht ...“ In den Unterweisungen des Heidelberger Hofarchitekten Lorenz Lechler 1516 wird zusammenfassend zur Einführung ins Bauwesen gesagt: „mit maßwerk ist alles Nodt zuwissen“, d. h. mit den Kenntnissen vom Messwerk ist alles notwendige Wissen gegeben. Die heutige Wortbedeutung, die sich auf Fenster- und Flächenornamentik bezieht, ist demnach erheblich eingeschränkt. Die Gotik verstand noch darunter die Gesamtheit der Maß-Regeln am Bauwerk, exemplifiziert an Fiale und Wimperg. In den Bauhüttenbüchern wird der Wimperg, ein für die Gotik typisches Architekturdetail, vorgestellt, so im Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit des Regensburger Dombaumeisters Matthäus Roriczer 1486 mit Maßwerk gefüllt (bei Hans Schmuttermayer leer gelassen). Mitte des 14. Jahrhunderts heißt es im Umkreis

von Kaiser Karl IV: „Die Kunst geometria leret uns die Masz.“ Das Maß, die Masze, ein Schlüsselwort der Gotik. Gott als der große Baumeister der Welt erschafft sie vermessend (Bilderbibeln Toledo, Wien, Paris). Das Kirchengebäude ist Abbild der himmlischen Stadt, einer durch heilige Maße geformten Architektur. Man unterscheidet beim Fenster-Maßwerk als Architekturbestandteil zwei Bereiche: zum einen die rechteckige Fensterfläche mit dem die Felder unterteilenden Stabwerk und zum anderen das so genannte Couronnement im Bogenfeld. Die bis dahin unvorstellbar groß gewordenen Fensteröffnungen (das größte Fenster in Salem misst ca. 15 x 4 m) werden mit steinernen Stäben (zeitgenössisch alte und junge Pfosten genannt) und geometrisch exakt bestimmten Bogenstücken unterteilt, erstere von ihrer Profilierung lebend, letztere vom Figurenreichtum ihrer Geometrie. Mit Hilfe stabilisierender Eisenstäbe wird eine kleinteilige Verschließung mit Farbgläsern möglich. Der Bauherr des 12./13. Jahrhunderts be-

nötigt für seine neue Raumvorstellung die lichtdurchlässige Wand. Diese schafft der Baumeister durch Aufbrechen der romanischen Steinmauern, Reduktion von Mauer und Decke aufs Strebe-  
werk, mehrschalige Wand und Baldachin, er „erfindet“ und entwickelt die nötige Konstruktion. Erst diese ermöglicht das durch die neue Lichtmetaphorik motivierte Einsetzen selbst leuchtender Farbgläser, die den Raum mit überirdischem farbigem Licht erfüllen und dem Gläubigen eine neue Vorstellung der himmlischen Kirche auf Erden vermitteln. Das Fenster wird zum kostbaren Bildträger, während entsprechend die Wandflächen als Träger der Wandmalereien stark reduziert werden.

Die figürliche Bilderwelt spielte im strengen Zisterzienserorden eine untergeordnete Rolle. Die Fenster sollten keine Figuren zeigen, durften höchstens mit Ornament bemalte Lichtöffnungen sein. In Salem bestand die ursprüngliche Farbverglasung, die bereits im frühen 17. Jahrhundert verschwand, laut Rüdiger Becksmann aus farbigen Flechtband- und Grisaillefenstern. Zur Erleichterung der Vorstellung sei ein Fenster-Beispiel gezeigt aus der Stiftskirche Bad Wimpfen im Tal, heute im Hessischen Landesmuseum Darmstadt (Abb. 5). Bei so viel Zurückhaltung mit Farbe und Figuren scheint das abstrakte Maßwerkgerüst eine noch größere Rolle gespielt zu haben. Am Erfindungsreichtum dieses abstrakten Gerüsts

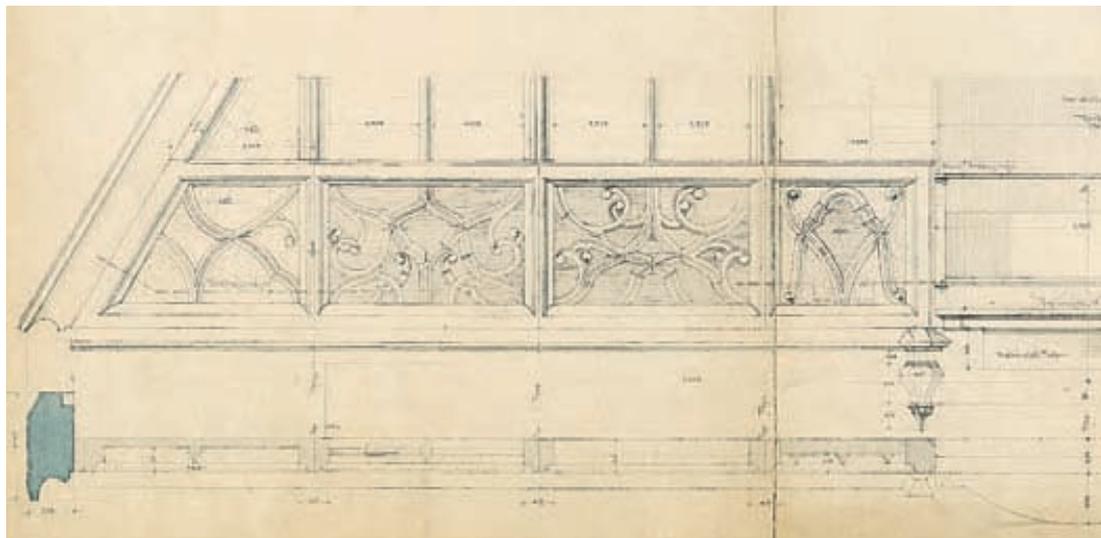


4 Alte, vermutlich barocke Maßwerkergänzungen aus Eichenholz an einem Salemer Maßwerkfenster.

kann in Salem wahrhaft kein Zweifel bestehen. Ausführlich besprochen wurden die Salemer Formen von Jürgen Michler. Anlass zu weiteren Erkundungen gab die photogrammetrische Aufnahme der Fassaden sowie das Außengerüst, das eine sonst nicht mögliche Sichtnähe bot. Ferner gab der Fund von Restaurierungsplänen Anlass, auf die Frage nach gotischem Original und Erfindung des 19. Jahrhunderts nochmals näher einzugehen. Dazu vorweg das Brüstungsmaßwerk am nördlichen Querhausgiebel, wie es uns durch Zeichnung von 1884 überliefert ist (Abb. 6). Es vermittelt eindrücklich die spätbarocke Umformung, unverkennbar für den Zeitstil, gesichert als die „Zierrathen“ anzusprechen, mit denen Josef Anton Feuchtmayer 1759/60 befasst war. Auch das so genannte Schleiermaßwerk des Giebels bekam damals neue Zopf-„capitale“ und „Strangen“, d. h. Stäbe. Das Brückenmaßwerk ist mit dem Ansatz einer „Vierung“, d. h. eines nachträglich eingepassten Ornamentteils, bis 1884 ebenfalls als barocke Erfindung erhalten geblieben. Von einem eindeutigen Befund in der Nachfolge der Straßburger Münster-Westfassade kann also keinesfalls die Rede sein. Das erweist auch der Blick auf das „Wolfsche Foto“ (Stadtarchiv Konstanz), auf dem die mittleren Stäbe fehlen und die restlichen so dünn ausgefallen sind, dass man auch an eine Holz- oder Eisenausführung denken könnte (Abb. 7). Den großen Wert der objektiven Fotografie gegenüber der interpretationsfähigen Maßaufnahme kann man an den etwa gleichzeitigen Zeichnungen von Lang und

5 Flechtband-Glasma-  
lerei aus der Stiftskirche  
in Bad Wimpfen, um  
1270, als Beispiel für  
nicht-figürliche Fenster,  
wie sie bei den Zister-  
ziensern üblich waren.

6 Bauaufnahme 1884 vom Brüstungsmaßwerk am nördlichen Querhausgiebel in Salem, barocke Formen von Josef Anton Feuchtmayer 1759/60, die keinerlei Hinweise für die neugotische Erneuerung boten. Original der Zeichnung: Erzbischöfliches Bauamt Freiburg im Breisgau.



Barth in der Zeitschrift für Bauwesen 1873 erkennen, die vielfache Irrtümer aufweisen.

Vor der Beschreibung der Maßwerk-Figuren und -Ebenen ist wichtig die Beobachtung ihrer späteren Veränderungen und sog. stilgerechten Ergänzungen. Ein so empfindlicher Bauteil, der bei Gewalteinwirkung wie die Glasfenster selbst leicht zu Bruch gehen oder wegen seiner dünnen Profile abwittern konnte, war für das erneuerungswütige 19. Jahrhundert („Restaurierungsfieber“ nannte das Wilhelm Lübke) besonders beliebt zum Kopieren oder nachempfundenen Neugestalten. Man muss deshalb mit äußerster Skepsis an die restaurierten Maßwerke auch bisher unbezweifelten Kirchen herangehen. Natürlich genügt für den Betrachter aus der Ferne das monolineare Muster einer einigermaßen dem Original nahe kommenden Figur. Einschneidender sind Vertauschungen von Mustern, z. B. an den Fenstermaßwerken der Westfassade. Ziemlich willkürlich wurde dort verfahren, wie der Vergleich mit dem Altfoto von G. Wolf zeigt. Anderes ist bei Ergänzungen in Stuck zu beobachten. Am südlichen Querhausfenster (Abb. 8) springt der innere Eisenring ins Auge, deutlich eine nachträgliche Verbindung der fünf Nonnenkopfnasen. Die Stuckmasse an diesem Fenster wie anderswo ist sehr fest, hat aber auf die feinteilige Gliederung wenig Rücksicht genommen. Es ging um eine rasche Ausflückung angewitterter, hier eher durch Brand versehrter Steinteile. Es ist zu vermuten dass es sich um eine Ausbesserung nach dem großen Klosterbrand von 1697 handelt. Ein weiteres, allgemein gültiges Detail betrifft den Fensteranschlag. In Salem ist zu beobachten, dass in den unteren Fenstern die Glasscheiben von innen anschlagen, während sie im Obergaden von außen befestigt sind. Als Erklärung mag dienen, dass die notwendige Erstellung von Gerüsten bei Reparaturen von den Seitenschiffsdächern aus einfacher zu bewerkstelligen war als die Über-

windung der großen Höhe vom Kirchenboden aus. Das ergibt aber gerade bei Bauaufnahmen an den Maßwerkknasen ein anderes Bild: Bis zu 7 cm können innen die Nasen vorstehen und einige Male mit alten Kanten die Gewissheit liefern, dass es sich nicht um Lilienenden (wie häufig im 19. Jahrhundert rekonstruiert) gehandelt hat.

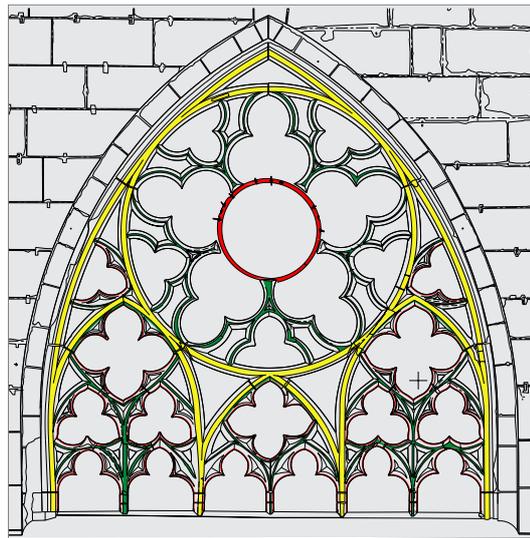
Nach diesen Beobachtungen zum Erhaltungszustand und damit zur Verlässlichkeit von Bauaufnahmen und Rekonstruktionszeichnungen nun zu den Stilfragen. Zuvor sind zum besseren Verständnis für die Umbruchsituation zwischen Hoch- und Spätgotik in Salem kurz die Grundfiguren des Maßwerks zu erläutern. Die älteren sind allesamt aus exakten Kreisbögen entwickelt, deren Zirkeleinstiche sich aus den geometrischen Schnittpunkten von geraden und Kreislinien er-

7 Nördliche Querhausfassade Salem in einer alten Fotografie (vor 1884) von G. Wolf. Original im Stadtarchiv Konstanz

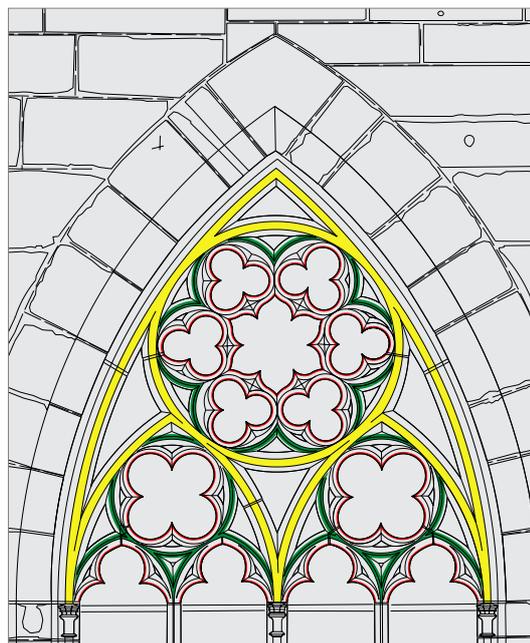


geben. Zunächst sind es als Binnenfiguren Dreiviertelkreise, die sog. Pässe, nach ihrer Zahl Drei-, Vier-, Fünfpäss genannt, begrenzt von einem großen Kreis; später sind es unter Verwendung des Spitzbogens „Blätter“, auch wieder Drei-, Vier-, Fünfblatt genannt, begrenzt von sphärischen Drei- und Vierecken. Die vielfältig variablen Figuren sind einer strengen Ordnung und Stufung von Groß zu Klein unterworfen, nichts ist beim Thema übergreifende Form dem Zufall überlassen. Um die bis zu vier Ebenen deutlich zu machen, hat man seit Viollet-le-Duc mit Strichstärken gearbeitet, um so die große von der mittleren und der kleinen Figur zu unterscheiden. Für Salem konnte dank der Arbeit der Photogrammetrie und der Computertechnik ein neuer Weg beschritten werden: Mit drei Farben sind die verschiedenen Ebenen gut unterscheidbar. Gelb bedeutet die vorderste und zugleich große, grün die mittlere und rot die hinterste, kleinteilige Ebene. Es sind elf Fenster mit drei Ebenen von insgesamt 64 Maßwerkfenstern, sonst sind es jeweils nur zwei Ebenen. Die reicheren Formen befinden sich allesamt am Chor (Abb. 9) und an den Querhausstirnseiten, nur zwei Langhausfenster sind mit drei Ebenen gegliedert. Meist ist die vordere Ebene, die zugleich das Fenster rahmt, ein Wulst, die mittlere Ebene ein kleinerer Wulst oder ein Steg, die hintere ein Grat, oft durch Verwitterung oder nachträgliche Abarbeitung zu einem Steg umgewandelt.

Die sog. kritischen Formen sind bereits am Chor zu beobachten. Das macht Salem so aufregend in der Stilgeschichte des Maßwerks. Es geht um eine Vorform des Schneuß, der als Leitfigur der Spätgotik gilt. Es geht um die „offenen“ Formen, d. h. um Maßwerkfiguren, die am Beginn aufgebrochener Formen stehen, ferner um die Zwickelblase und um durchkreuzte Spitzbögen, die besonders in der englischen Gotik gehäuft auftreten. An mehreren Fenstern ohne ersichtliche spätere Auswechslung treten einhüftige „Schneuße“ (Abb. 10) auf, die z. T. etwas steif und parallel angeordnet noch nicht dominieren, aber immerhin vorhanden sind. Die andere kritische Form ist das nicht auf der Kreisform beruhende asymmetrische Herzgebilde anstelle von Nonnenköpfen am nördlichen Obergaden (NV, Abb. 11). Es kommt ähnlich am Kreuzgang des Konstanzer Münsters vor und gilt als Merkmal des Aufbrechens geschlossener und streng geometrischer Formen, vorausweisend auf die Weiterentwicklung der Parlerzeit. Eine andere Großform wurde als Vorstufe zur Zwickelblase bezeichnet. Es ist die pfeilbolzenartige Figur in n IV oder s V, die sich nicht kreisförmig, sondern in freierer Form dehnt und die Mitte des Couronnement ausfüllt. Als Parallele hat Michler auf ein Fenster in Rouen,



8 Maßwerk des südlichen Querhausfensters in Salem; der Eisenring in der Mitte (rot) stammt von einer barocken Ausbesserung, wohl nach dem Klosterbrand von 1697.



9 Chorfenster an der Ostfassade mit Kennzeichnung der drei Maßwerkebenen.



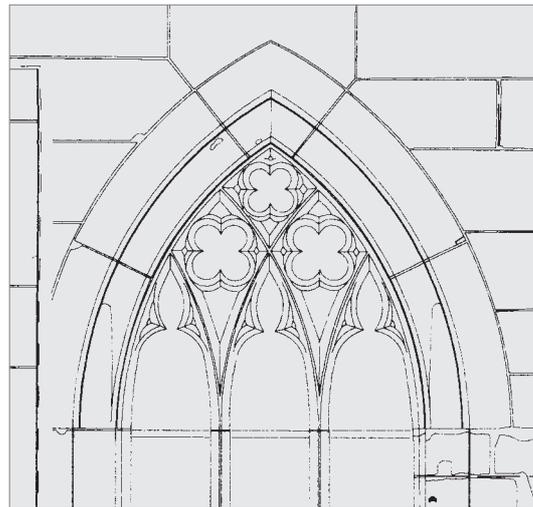
10 Maßwerk eines Chorfensters am nördlichen Obergaden mit den „Schneuß“-Vorformen.

St. Ouen, aufmerksam gemacht. Für das englische Maßwerk sind die durchkreuzten Spitzbögen formbildend geworden (Lincoln, Durham um 1270); auch sie gibt es bereits in Salem an drei Fenstern des Chorumgangs (Abb. 12). Mit ihnen

11 Maßwerk eines Chorfensters am nördlichen Obergaden mit asymmetrischen Herzformen.



12 Maßwerk eines Chorfensters südliches Seitenschiff, durchkreuzte Spitzbögen.



wird die übergreifende Form zum Netzwerk hin aufgelöst.

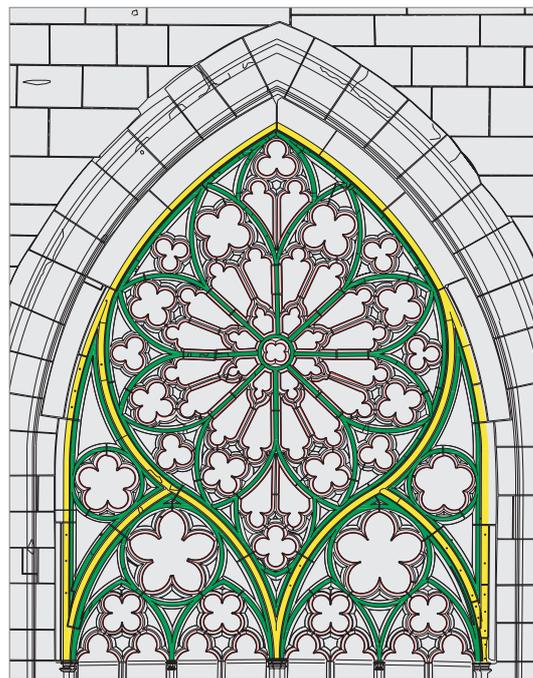
Das wichtigste Fenster ist natürlich dasjenige am Nordquerhaus. Die Zwickelblase, erstmals von Lottlisa Behling so benannt in ihrer Berliner Dissertation von 1937 „Das ungegenständliche Bauornament der Gotik, Versuch einer Geschichte des Maßwerks“, formt in einer meines Wissens sonst nicht mehr vorkommenden Großfigur das Fenster (Abb. 13). Statt der bis dahin üblichen Kreisform im Couronnement nun diese schmiegsame und die spitzen Winkel vollständig ausfüllende „Blase“ über den Spitzbögen der vordersten Ebene, die einige Schwierigkeiten in der Untergliederung mit sich bringt. Der Salemer Meister hat dies genial gelöst, indem er die achtblättrige Rose der mittleren Ebene nach oben und unten mit je einem Spitzbogen ergänzt. Die Figuren der hinteren Ebene mit ihrem Speichenmotiv bekommen dann oben und unten wieder die einhüftige, steife Vorform des Schneuß, eine Seite gerade, die andere leicht gekrümmt. Die Spitzen sind mit kleinerem Dreipass und größerem Vierpass gefüllt, ein Wechselmotiv, das sehr lebendig den äußeren Kranz der Zwickelblase formt.

Am Langhaus sind die Muster gleichförmiger und schlichter, so, als ob dem Baumeister der große Erfinderratem ausgegangen wäre und man sich im Laienbrüderteil auch mit einförmigeren Figuren hätte begnügen wollen. Nur zwei Fenster der Seitenschiffe zeigen drei Ebenen (s/n XI), die Muster sind ähnlich bereits am Chor begegnet.

Am deutlichsten unterscheidet sich das Südfenster des letzten Langhausjochs (S XIV) von den übrigen (Abb. 14). Das Obergadenfenster zeigt zwischen zwei Hängebögen in Dachform zwei abwärts gerichtete Schneuß gefüllt mit Dreiblättern und kleinen Schneuß. Die ganze Figur hat das ausgeglichene Ruhen und ausgewogen konstruierte aufgegeben und in ein Abwärtsziehen und Gleiten verwandelt. Ein anderes zeittypisches, d. h. ins 15. Jahrhundert (genauer 1422)

gehörige Motiv sind an der Westfassade die seit der Restaurierung 1880 verschwundenen Fialen in den Maßwerkspitzen, wie sie ebenso verspielt noch an der Esslinger Marienkirche, der Basler Peterskirche oder dem Schwäbisch Gmünder Heiligkreuzmünster vorkommen. Ein weiteres charakteristisches Motiv ist an der Westfassade das gerade Durchlaufen der Stäbe bis zum Lanzettbogen, im englischen Perpendicular Style „Mullion“ genannt. Ferner überschneidet im Gewände dahinter die Diagonalrippe des Gewölbes das Fenstergewände, wie es zu hochgotischer Zeit in den übrigen Jochen niemals der Fall gewesen wäre. Damit wird nochmals im Formenkanon die viel spätere Bauzeit des westlichen Jochs bestätigt.

Zusammenfassend ist zu sagen: Die bisher überwiegend eindimensionale Betrachtungsweise des Maßwerks (bestenfalls wurden die verschiedenen Ebenen mit unterschiedlichen Strichstärken angegeben) kann einer genaueren Systematik nicht

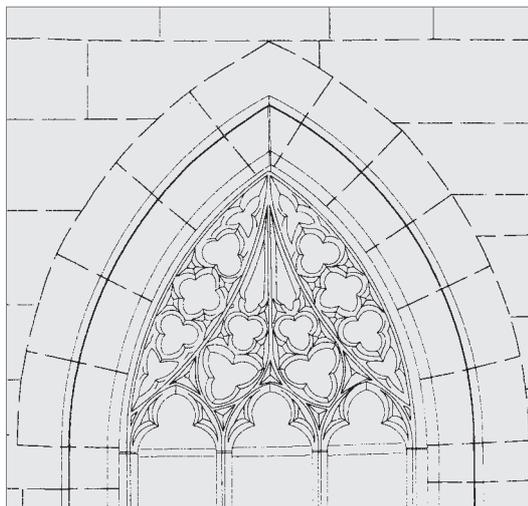


13 Die Zwickelblase des nördlichen Querhausfensters in der Zeichnung der Photogrammetrie mit Darstellung der drei Maßwerkebenen.

standhalten. Eine bessere Verdeutlichung der Figurenebenen wurde deshalb für Salem mit den farbig angelegten Ansichten und systematischen Profilzeichnungen durch Gewände, Stäbe, Kapitellen und Basen versucht.

Ferner zeigen sich die Restaurierungsfolgen des 19. Jhs. als klärungsbedürftig. Bei Übersichtsarbeiten überwiegen immer noch Abbildungen aus den Klassikern Dehio-Bezold und Viollet-le-Duc. Wie dort Restaurierungsergebnisse statt gotischer Originalbefunde Darstellung fanden, wäre gesondert aufzuzeigen. So liegt auf vielen Abbildungen auch neuerer Arbeiten ein romantischer Hauch der Sichtweise des 19. Jahrhunderts mit allen Mängeln der Darstellung im Detail. Für Salem ist deshalb die Arbeit der Photogrammetrie und des dokumentierenden Restaurators nicht genug zu preisen und für andere Bauten vom selben kunsthistorischen Gewicht zu empfehlen. Welche Konsequenzen der Vergleich älterer Pläne mit dem Nach-Restaurierungsbestand hat, ist am Querhaus-Nordgiebel mit seiner Schleierharfe und dem Brüstungsmaßwerk zu zeigen. Es bleibt nicht viel vom gotischen Original, und die Skepsis gilt ebenso für den Ostgiebel der Reutlinger Marienkirche. Erst eine gründliche Bestandserfassung der originalen Maßwerkformen liefert verlässliche Grundlagen für stilistische Ein- oder wenn nötig Neuordnung.

Mit den Schneuß-Vorformen, den „offenen“ Herzformen, den durchkreuzten Spitzbögen und der genialen Zwickelblase sei nochmals die Leistung des Salemer Architekten lange vor Beginn der deutschen Spätgotik hervorgehoben. Ostchorlö-



14 Maßwerk des letzten Langhaus-Obergadenfensters Südseite, das im Zusammenhang mit der Baumaßnahme von 1421/22 steht.

sung, Sonderformen der Pfeiler und Feinheiten der Maßwerke sichern Salem eine über die „normalen“ zisterziensischen Ordensbauten hinausgehende Stellung in der Baugeschichte der Gotik.

Grundlage dieses Aufsatzes ist der Band: Das Salemer Münster. Befunddokumentation und Bestandssicherung an Fassaden und Dachwerk. Zusammengestellt von Günter Eckstein und Andreas Stiene. Arbeitsheft 11, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 2002. Hier wird vieles der Salemer Fachtagung von 2002 ausgebreitet.

**Dr. Richard Strobel**  
Werastraße 4  
70182 Stuttgart



# „Weißes Silber“ aus Durlach

## Produktionsabfälle gewähren Einblick in den Formenschatz der Fayence-Manufaktur

*Durlacher Fayencen – und in geringerem Umfang auch das schlichere Steingut – sind seit langem in den Beständen verschiedener Museumssammlungen gut vertreten. Im Jahre 1988 wurden auf dem Areal der ehemaligen Manufaktur größere Mengen von Ausschussmaterialien angetroffen. Sie ermöglichen erstmals, die Erzeugnisse der Produktionsstätte im Lichte archäologischer Funde zu betrachten.*

Uwe Gross

Der Titel spielt einerseits auf die allgemein geläufige Bezeichnung von Porzellan als „weißes Gold“ an, andererseits nimmt er Bezug auf die hohe Wertschätzung der Durlacher Fayencen, deren Glasurqualität nach Einschätzung von Zeitgenossen jener von Porzellan fast gleich kam. Über das Schaffen der Fayence-Manufaktur in Durlach in der Periode von 1723 bis 1840 informierte im Jahre 1975 eine Ausstellung des Badischen Landesmuseums umfassend anhand zahlreicher museal überlieferter Erzeugnisse. Damit konnte freilich keineswegs alles erfasst werden, was jemals in der „Porcelain und Tabac Pfeifenfabrique“ – so anspruchsvoll lautete die Bezeichnung des Unternehmens im Gründungsprivileg aus dem Jahre 1723– hergestellt wurde. Dessen

war man sich 1975 durchaus bewusst. Eine damals im Vorfeld durchgeführte Ausgrabung auf dem ehemaligen Manufakturgelände an der Pfnzstraße erbrachte jedoch keinerlei Funde, die Aussagen über die Produktion ermöglicht hätten. Solche traten dann aber 1988 bei Bodeneingriffen zutage, die glücklicherweise archäologisch überwacht werden konnten. Erst bei der Erfassung aller bisher bekannten archäologischen Fundstellen und Fundmaterialien im Rahmen der Arbeiten am Stadtkataster Durlach wurden sie nun, wiederum mehr als ein Jahrzehnt später, erstmals systematisch gesichtet. Ein erster kurzer Überblick soll im Folgenden gegeben werden.

### Fayence

Das Fundgut besteht zum weitaus größeren Teil aus Produktionsausschuss, lediglich zum geringeren dagegen aus technischer Keramik (Brennhilfen wie Kapseln, Scheiben, Stützen, Pinnen etc.: Abb. 11–12). Unter den Abfallmaterialien dominieren die unglasierten sog. Schrühbrände (Abb. 1, 6, 7 u. 10), während glasierte Fehlbrände sehr viel geringer vertreten sind (Abb. 2–3, 5). Letztere setzen sich überwiegend aus sechsfach fassonierten Tellern und Platten, schlichten Tellern sowie Tassen und Untertassen zusammen. Henkeltöpfe (wohl Nachttöpfe), Flaschen und ovale Schüsseln mit kannelierter Wandung sind seltener; wenige Fragmente könnten von Rasierbecken herrühren, je ein weiteres von einer Deckelterrinen mit gewellten Griffplatten und einem durchbrochen gearbeiteten Objekt, wohl einem Tafelaufsatz. Bemalung zeigen lediglich Teller (Abb. 3), Tassen (Abb. 5–6) und Untertassen (Abb. 2) sowie die Rasierbecken (Abb. 13,4). Sie ist fast ausschließlich monochrom blau oder blau/schwarz gehalten, nur einmal dunkelbraun, einmal vierfarbig. Immer sind es vegetabile Muster,

1 Ensemble unglasierter Gefäße (Schrühbrände): Teller mit fassoniertem Rand, Krug, Tassen.





artige Fläschchen, Deckelschüsseln mit zwei Querhenkeln, Deckelschüsseln, verschiedene Deckelformen, Kerzenleuchter, Duftvasen, Sandstreuer vom Schreibzeug sowie Gefäße mit plastischem Dekor auf (Abb. 13, 1–3 c).

Besonders erstaunen muss das völlige Fehlen von Walzenkrügen, will man nicht einige Fragmente von Unterteilen zylindrischer Gefäße mit ihnen in Verbindung bringen. Sie zeigen allerdings abweichend von den bisher bekannten Walzenkrügen immer außen kantig abgesetzte Böden.

Ofenkacheln, von deren Herstellung man bisher nur durch Schriftquellen aus der Spätzeit der Manufaktur um 1830 wusste, sind dagegen im archäologischen Fundgut in einigen Stücken überliefert.

Auf etlichen Schrühbrandscherben scheinen die Maler der Manufaktur geübt zu haben. Es kommen neben richtigen Motiven auch Linien und Kringel in brauner, roter, blauer und schwarzer Ausführung vor (Abb. 7). Das Bodenstück eines Tellers wurde zu diesem Zweck sogar sowohl außen wie auch innen verwendet. Darüber hinaus fand sich ein Fragment mit einer mehrzeiligen Beschriftung, wie sie gut auf einem der in Durlach zahlreich gefertigten Spruchteller wiederkehren könnte (Abb. 4).

### Steingut

Neben den Scherben glasierter und unglasierter Fayence wurden auch sehr geringe Reste von Steingutgefäßen angetroffen. Das Randstück einer Tasse und der Boden eines zylindrischen Ge-

2 Während des Glasurbrandes missratene Untertassen mit blauem Maldekor; auf dem vorderen Bodenstück ist eine Malermarke zu erkennen.

3 Fragmente bemalter Teller, das obere mit geripptem Rand.



4 Fragment eines unglasierten Tellers mit Spruch.

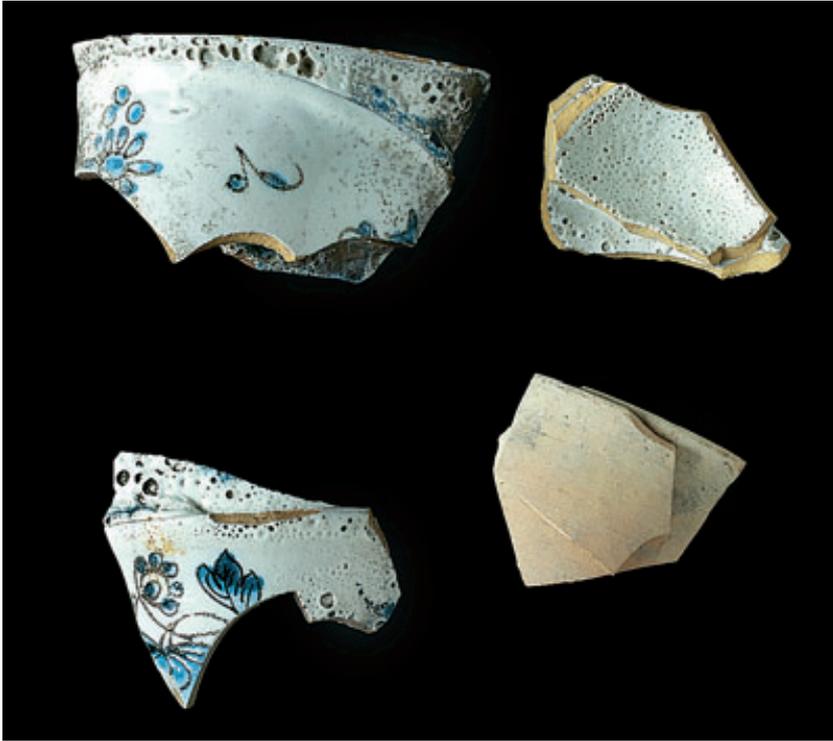
5 Während des Glasurbrandes missratene Tassen mit blauem Maldekor.

meist stilisierte Blüten nach dem Vorbild ostasiatischer Blumen, während die vielfältigen Landschafts- oder Personendarstellungen, die man von den gut erhaltenen Stücken aus den umfangreichen Sammlungsbeständen des Badischen Landesmuseums oder des Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museums gut kennt, im Fundmaterial gänzlich fehlen.

Die Glasur ist bis auf die Scherben eines oder mehrerer Henkeltöpfe, welche einen Stich ins Grünliche aufweisen, bei den Fayencen immer weiß; sie entspricht somit den Feststellungen am obertägig überlieferten Gefäßbestand.

Unter den unglasierten Bruchstücken, den so genannten Schrühbränden, finden sich bis auf den vermutlichen Tafelaufsatz und die Flaschen alle erwähnten Gefäßformen wieder. Hinzu kommen vor allem Flüssigkeitsbehälter (Kannen, Kännchen, Birnkrüge) und Schalen mit schmalem, abgeknicktem Rand. Seltener oder gar nur einzeln treten Teller mit vielfach geripptem Rand, Gefäße mit Mittelwulst, geschwungene („schröpfkopfige“) Tassen, kannelierte Tassen, bindegefäß-





6 Beim Schrüh- bzw. Glasurbrand miteinander verbackene Tassen.

7 Bruchstücke unglasierter Teller mit Spuren von Malübungen; das Stück in der Mitte ist beidseitig bemalt.

8 u. 9 Scheibenförmiger Ofeneinsatz mit beidseitig anhaftenden Resten von Tassen.

fäßes sind glasiert, bei zwei Tellerfragmenten handelt es sich um Schrühbrände. Wie bei der Fayence, so tritt auch bei dem Gefäßunterteil deutlich die schwache Grünfärbung der Glasur auf, die für einen Teil des Durlacher Steingutgeschirrs bezeichnend ist.

#### Technische Keramik

Dazu rechnen im vorliegenden Fundgut verschiedene Objekte. Am häufigsten erscheinen rot gebrannte Abstandshalter, die in einigen Fällen noch mit Gefäßbruchstücken verbacken sind (Abb. 10, links außen). Auch von den Scheiben,

welche in unterschiedlichen Größen von 16 bis 28 cm Durchmesser in Gebrauch waren, zeigen etliche anhaftende Tassenränder bzw. -böden (Abb. 8–9), die mit ihnen während des Glasurbrandes verschmolzen sind. Bei den meisten geradwandigen oder ganz schwach konischen Behältern mit kleinen Durchmessern handelt es sich wohl um Kapseln („Muffeln“), in denen Brenngut im Ofen vor direkter Feuereinwirkung geschützt wurde. Ein größeres rauwandiges Fragment dürfte dagegen eher als Glasurziegel gedient haben.

Eine große Anzahl von dreikantig-konischen Stäbchen, sog. Pinnen, gehörte einst zu großen Brennkapseln (Abb. 12). Durch Löcher in der Wandung gesteckt, ermöglichten sie als Standhilfen den berührungsfreien Brand mehrerer Teller oder Platten übereinander in derselben Kapsel.

Unregelmäßig geformte Wülste von 2–3 cm Stärke (Abb. 11 oben links) stellen wohl Brennproben dar, mit denen man das Verhalten des Tones im Ofen kontrollieren wollte.

#### Datierung

Zur zeitlichen Einordnung der 1988 entdeckten Funde können mehrere Beobachtungen herangezogen werden. So liefert die Anwesenheit von Steingut im Scherbenmaterial einen guten Datierungsanhalt. Zur Besserung der geringen Ertragslage des Unternehmens suchte man nämlich 1811 anlässlich der Erneuerung des großherzoglichen Privilegs beim Landesherrn auch um die Erlaubnis zur Herstellung von Steingut nach. Dieses aus England importierte und zunehmend von kontinentalen Produzenten gefertigte Geschirr war im späteren 18. Jahrhundert immer stärker zum Konkurrenten der altetablierten Fayence geworden. Die Produktionserlaubnis wurde schließlich im Jahre 1813 erteilt. Weitere wichtige chronologische Hinweise geben die auf einigen Bodenunterseiten festgestellten Malermarken. Das lediglich auf wenigen Tassen und einer Unter-





10 Farbspektrum unglasierter Fehlbrände.

11 Verschiedene Beispiele technischer Keramik und Brennprobe (?).

12 Dreikantige Pinnen von großen Brennkapseln.

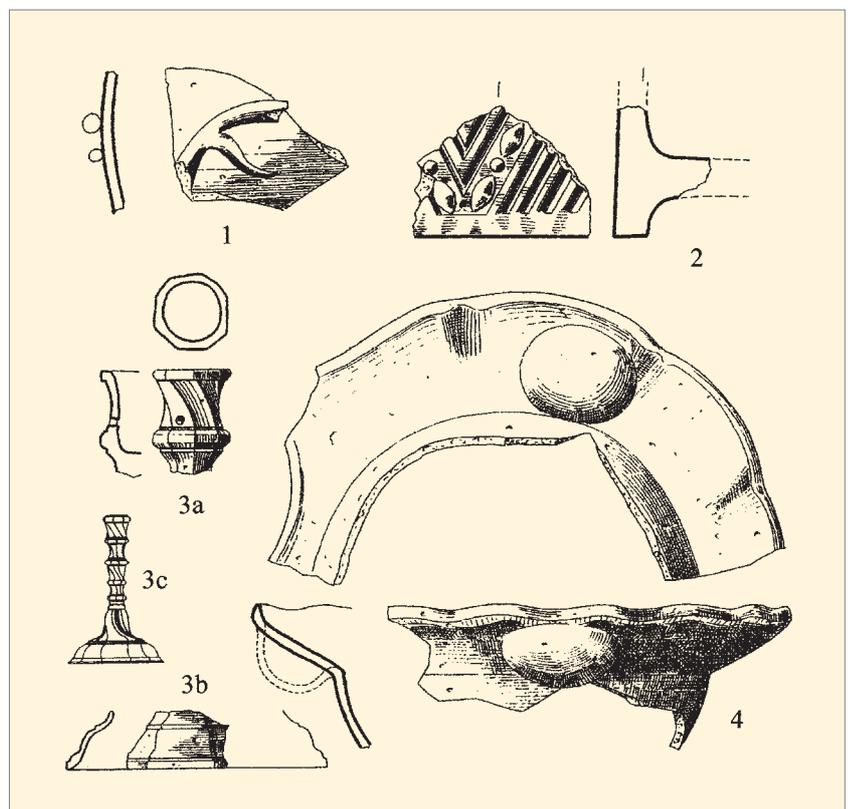


Die Bedeutung der hier kurz vorgestellten Bodenfunde aus Durlach liegt darin, dass neben den Untersuchungen in der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur in den 1980er-Jahren nur sie derzeit tiefere Einblicke in die Produktpalette südwestdeutscher Fayence- (und Porzellan-)Manufakturen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts ermöglichen. In Mosbach, Crailsheim, Göppingen oder Schrezheim, ganz zu schweigen von so kurzlebigen Manufakturen für hochwertige Geschirre wie jenen in Calw oder Baden-Baden, wurde dagegen noch nie archäologisch geforscht.

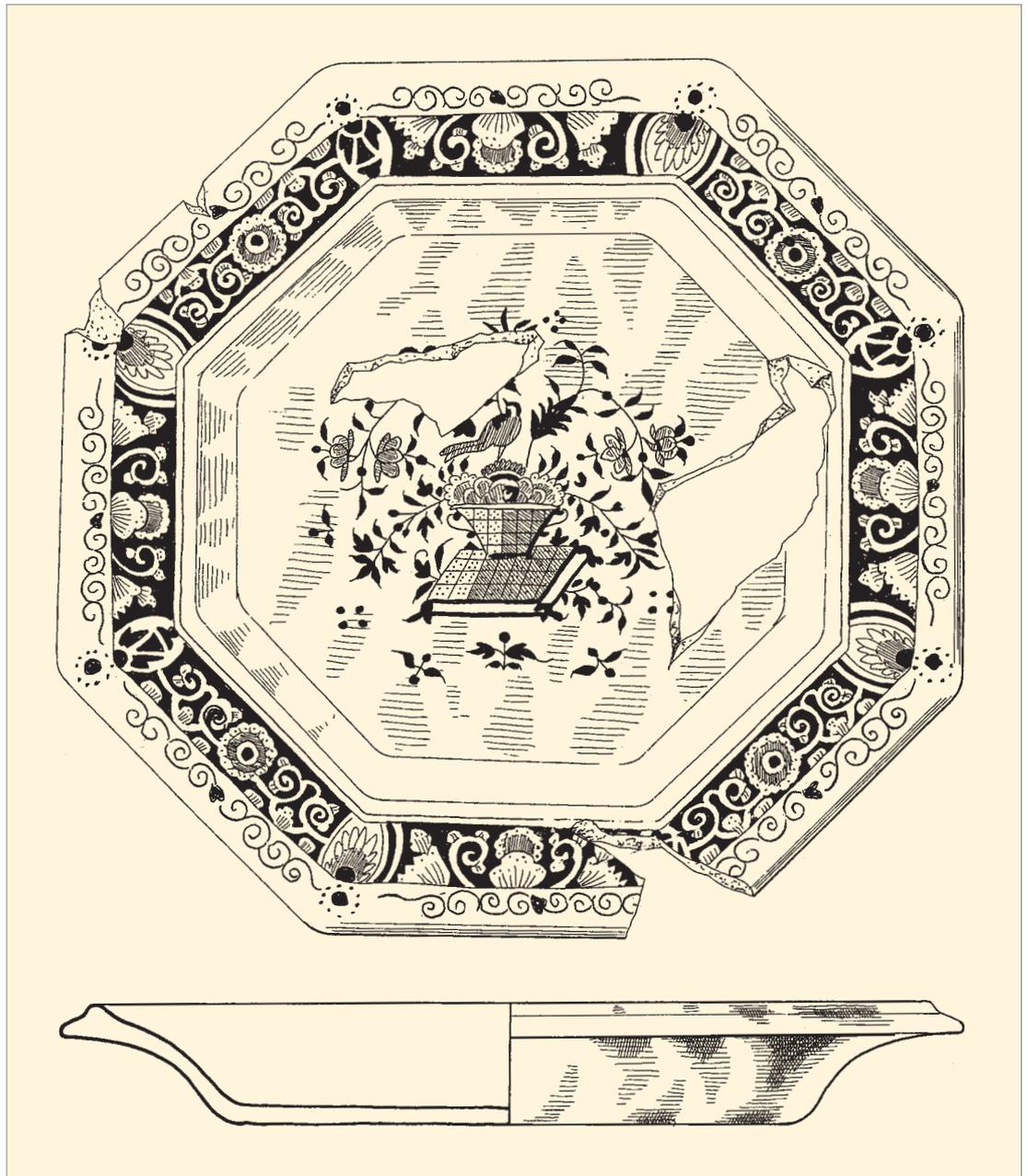
tasse vorhandene „D“ kann wohl Johann Christoph Dumas, tätig im Zeitraum um 1810–30, zugeschrieben werden. Das weit häufiger angetroffene „H“ darf vielleicht mit Dominikus Hennig (um 1770–1775), eher jedoch mit Johann Christian Heuser (um 1770–1800) in Verbindung gebracht werden.

Berücksichtigt man schließlich weiterhin noch, dass schlichte Teller mit „geripptem“ Rand (Abb. 3, oben) seit der Zeit um 1800 im Repertoire erscheinen, so ist das 1988 geborgene Fundmaterial etwa in die Spanne ab 1770/80 bis mindestens 1813, spätestens bis 1830 zu datieren. Damit fehlen leider auch weiterhin alle Spuren aus dem ersten Vierteljahrhundert der Produktion, der schlecht bekannten Frühzeit bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Solche sind allerdings von Bodenfunden aus dem „Verbrauchermilieu“ zu erwarten, wie beispielsweise eine Achteckplatte aus dem Schwedenpalais in Karlsruhe zeigt (Abb. 14).

13 Fragmente seltener Gefäßformen und Ofenkacheln (meist unglasierte Schrührände): Gefäße mit aufgelegtem Dekor (1), Ofenkachel (2), Leuchter (3a–b, Rekonstruktion 3c), Rasierbecken (4). M. 1:2.



14 Platte aus dem Karlsruher Schwedenpalais. Sie ist wohl eines der ältesten bekannten Erzeugnisse der Durlacher Manufaktur und zeigt noch große Ähnlichkeit mit Straßburger bzw. Ansbacher Produkten, die als Vorbilder der frühen Durlacher Erzeugnisse gelten. M. 1:2.



#### Literatur:

Durlacher Fayencen. Katalog zur Ausstellung im Badischen Landesmuseum, Karlsruhe 1975.

Durlacher Fayencen. Katalog zur Ausstellung im Reiss-Museum Mannheim, Mannheim 1978.

R. Simmermacher: Gebrauchskeramik in Südbaden. Porzellan – Fayence – Steingut – Hafnerware, Karlsruhe 2002 S. 38ff.: Durlacher Fayencen. S. 42ff.: Durlacher Steingut.

R. Stratmann-Döhler: Durlacher Fayencen. Bildhefte des Badischen Landesmuseums Karlsruhe NF 2, Karlsruhe 1995.

**Dr. Uwe Gross**

LDA · Archäologische Denkmalpflege  
Berliner Straße 12  
73729 Esslingen am Neckar

# Im Schatten des Kirchturms: Drei ländliche Pfarrhäuser in Oberschwaben

*Der folgende Beitrag ergab sich aus der Vorbereitung einer Exkursion für den Landesdenkmaltag, der 2002 in Biberach unter dem Titel „Denkmalpflege und Kirche“ stattfand. Da sich gerade in Oberschwaben eine große Zahl besonders reich ausgestatteter Pfarrhäuser der Barockzeit befindet, lag eine Beschäftigung mit dieser Baugattung nahe. Dabei wurden die drei unterschiedlich großen Pfarrhäuser von Dürnau, Bad Schussenried-Otterswang und Eberhardzell vor allem wegen ihrer guten Erreichbarkeit vom Tagungsort aus gewählt. Eine Gesamtdarstellung des Pfarrhausbaus in Südwestdeutschland liegt bislang nicht vor. Als Grundlage für eine Typologie wenigstens des barocken oberschwäbischen Pfarrhauses wäre eine systematische Untersuchung erforderlich, die vom Landesdenkmalamt im Rahmen der Inventarierungsarbeit nicht geleistet werden kann. Einzelne, prägende Grundelemente lassen sich jedoch benennen.*

Sabine Kraume-Probst / Michael Ruhland

Jede Pfarrstelle hatte eigene Einkünfte aus einem örtlichen Vermögen zum Unterhalt des Geistlichen. Sie bestanden gelegentlich aus Bargeld, mehrheitlich aber aus Naturalien, nämlich den Erträgen der Pfarrgüter und dem Zehnt. Während Pfarrhäuser in der Stadt oft mit den Wohnsitzen von Patrizierfamilien vergleichbar sind, ähneln sie auf dem Land eher Bauern- oder Gutshöfen, da sich die notwendigen Ökonomiegebäude meist in unmittelbarer Nähe befinden.

Das eigentliche Pfarrhaus ist in erster Linie Wohnhaus. Der Pfarrer hatte als Seelsorger Residenzpflicht, das heißt, er musste in der Gemeinde wohnen. Mit ihm lebte im Pfarrhaus sein „Gesinde“ – neben der Haushälterin meist noch Knech-

te und Mägde. Ein zusätzlich angestellter Kaplan bewohnte in der Regel ein eigenes Kaplaneihaus. Die Wohnfunktion allein bildet allerdings nicht das Hauptmerkmal von Pfarrhäusern, wesentlich ist vor allem ihr halb öffentlicher Charakter als Stätte der Seelsorge und der Pfarrverwaltung.

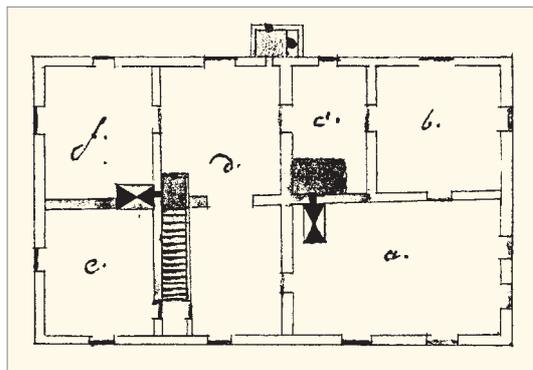
Grundrissaufteilung und äußere Gestalt von Pfarrhäusern waren offenbar nicht festgelegt. Es hatten sich vielmehr gewisse Regeln aus der Praxis des Wirtschaftens heraus entwickelt, ohne dass es ein verbindliches Grundprogramm gab. Allgemein achtete man auf die Trennung von Pfarrhaus und Ökonomie, von Hauswirtschaftsbereich und Pfarrerwohnung und dort schließlich von Wohn- und Geschäftszimmern. Erst im 19. Jahr-



1 Das Pfarrhaus in Dürnau, Am Kirchberg 4 (Kr. Biberach) mit Walmdach von 1841.

2 Pfarrhaus Dürnau, Obergeschoss, Grundriss-skizze (Beilage 5 der Pfründbeschreibung von 1824; Diözesanarchiv Rottenburg, Bestand G 1.3 Nr. 242/1).

Zeichenerklärung:  
a Wohnzimmer, b Schlafzimmer, c Kleiderkammer, d Hausflur, e Geschäftszimmer, f Gastzimmer.



hundert wurde für Württemberg ein Raumprogramm ermittelt und durch Verfügung des Innenministeriums vom 28. 6. 1850 verbindlich gemacht, und zwar für beide Konfessionen.

Einen hervorragenden Einblick in die Verhältnisse einer Pfarrei bieten die Pfarrpfründebeschreibungen. In der Diözese Rottenburg wurden sie seit dem frühen 19. Jahrhundert immer dann gefordert, wenn ein Wechsel im Pfarramt stattfand. Der neue Pfarrer hatte jeweils zu beschreiben, wie seine Stelle aussah, welche Einkünfte sie hatte, welche Rechte und Pflichten mit ihr verbunden waren. Dazu gehörten auch jedes Mal die Geschichte der Pfarrei und eine Beschreibung des Pfarrhofs mit allen zugehörigen Gebäuden, ergänzt durch Zeichnungen.

Die Region rund um Biberach ist geprägt von bedeutenden Klöstern, die bis ins frühe 19. Jahrhundert Bestand hatten, zum Beispiel die Prämonstratenserabteien Schussenried, Obermarchtal und Rot an der Rot, das Benediktinerkloster

3 Pfarrhaus Dürnau: Der breit gelagerte, großzügige Flur im 1. Obergeschoss. Hier war viel Platz, um Schränke und Kommoden zu lagern. Details wie die barocken Baluster zeugen von der einst repräsentativen Ausstattung.



Ochsenhausen oder das freiweltliche Damenstift Buchau. Ihre Äbte und Äbtissinnen waren Landesherren und Reichsfürsten. Sie hatten darüber hinaus großen Einfluss auf die allgemeine Seelsorge in der Region, vor allem durch die so genannten inkorporierten, das heißt dem Kloster geistlich zugeordneten Pfarreien. Besonders während des 18. Jahrhunderts entstanden in vielen Dörfern repräsentative, nicht selten auch als Sommersitze der Äbte ausgestattete Neubauten für die vom Kloster bestellten Pfarrherren (meist Patres). Gemessen an den benachbarten, oft sehr schönen barocken Dorfkirchen sind die Pfarrhäuser kaum bekannt, obwohl sie manche Kostbarkeiten bergen.

### Das Pfarrhaus in Dürnau

In der kleinen Gemeinde Dürnau, nicht weit vom Federsee gelegen, auf halbem Wege zwischen den Kurstädten Buchau und Saulgau, steht ein gut überlieferter Pfarrhof aus dem frühen 18. Jahrhundert. Die große Scheune stammte ursprünglich von 1678 und wurde 1851, nach Abschaffung des Zehnten, verkleinert. Sie sollte 1978 umgebaut werden, stürzte jedoch im Sommer 1979 ein. Danach erfolgte ein Wiederaufbau mit wenigen Originalhölzern; heute wird sie als Leichenhalle genutzt. Das zweite Nebengebäude ist noch erhalten: ein 1755 neu errichtetes Waschhaus mit zwei Backöfen. Außerdem gibt es Gartenland und einen (inzwischen verdeckten) Brunnen.

Die Ortsherrschaft in Dürnau lag seit dem Ende des 14. Jahrhunderts beim Stift Buchau. Dagegen war die Pfarrei von 1430 bis 1745 dem Saulgauer Spital inkorporiert; zwischen 1694 und 1728 fiel sie als Pfand ebenfalls an das Stift Buchau, dem sie 1745 durch Tausch endgültig eingegliedert wurde.

Nach örtlicher Überlieferung entstand das Pfarrhaus 1725. Einige bauliche Merkmale sowie ein Hinweis aus der Pfarrpfründebeschreibung von 1824 sprechen jedoch für einen älteren Kern. Das Walmdach stammt erst aus dem Jahr 1841, es ersetzte ein Satteldach. Die innere Aufteilung des Gebäudes sah 1820 laut Beschreibung folgendermaßen aus:

„Im unteren Stock hat es eine heizbare Gesindestube, und zwei unheizbare, etwas dunkle Kammern, eine Küche ohne Speißgewölb und einen gewölbten Keller. Im Oberstock hat es drei heizbare größere Zimmer, und zwei unheizbare Kammern. Fruchtböden sind zwei vorhanden.“

An dieser Aufteilung hat sich im Prinzip bis heute nichts verändert. Bezeichnend für den Grundriss ist die Trennung von Funktionseinheiten: Zunächst wie beschrieben durch Verteilung auf die



4 Pfarrhaus Dürnauf: Deckenstück im Wohnzimmer; Reliefmedaillon: zwei flammende Herzen auf dem Amboss, dahinter Stift Buchau und der Federsee, beschützt von der Dreieinigkeits Gottes.



5 Pfarrhaus Dürnauf: Deckenstück im Schlafzimmer. Detail mit dem Pfarrhof, wie er in der Zeit um 1725 aussah: Das Pfarrhaus besaß ein Satteldach, dahinter stand an derselben Stelle wie heute ein kleines Nebengebäude, die Scheune im Vordergrund war länger als die heutige, da der Zehntscheunenteil noch nicht abgerissen war. Die zugehörigen Gärten sind eingezäunt. Das Monogramm Mariens bescheinigt als wärmende Sonne das Anwesen.

6 Pfarrhaus Dürnauf: Deckenstück im Wohnzimmer, Eckmotiv mit Pflanzenornamentik.

Geschosse, sodann mit Hilfe eines breiten Mittelflurs, der das Obergeschoss über die gesamte Gebäudetiefe durchmisst. Während nördlich nur Kammern und Nebenräume liegen, findet sich auf seiner Südseite die eigentliche Pfarrwohnung, für die der Korridor wie ein geräumiger Vorsaal wirkt, geprägt vom balustergeschmückten Treppengeländer und den schönen, repräsentativen Türen mit ihren profilierten Rahmen und alten Beschlägen.

Von ganz besonderer Bedeutung sind in Dürnauf die Stuckdecken: Das ehemalige Wohnzimmer des Pfarrers wird ausgezeichnet durch einen reich ornamentierten Plafond mit ikonografisch interessanter, figürlicher Ausgestaltung. Um den leeren Deckenspiegel liegen fein gearbeitete Weinranken als Symbol für die christliche Gemeinschaft, außerdem Ölweige und Obst samt daran knabbernden Vögeln. Dazwischen findet sich als wiederkehrendes Motiv ein flammendes Herz, wahrscheinlich das Herz Jesu, allerdings ohne die charakteristische Seitenwunde.

Dieses Bildmotiv ist bezeichnend für die religiöse Kunst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als das Herz Jesu (und Mariens) in ganz besonde-

rer Weise Gegenstand von Kontemplation und Verehrung wurde. Wichtigstes zeitgenössisches Dokument dafür aus dem süddeutschen Raum ist der umfassende ikonografische Zyklus zum Thema in der 1719 errichteten Kollegienkirche von Ehingen an der Donau.

Eines der vier Stuckreliefs im Dürnauf Pfarrwohnzimmer zeigt das flammende Herz zwischen Grabkreuzen liegend, daraus steigt das Kreuz Christi, von der Dornenkrone umwunden, auf zur himmlischen Krone. Ein weiteres zeigt zwei Herzen auf einem Amboss, gegen den ein Hammer schlägt, Sinnbild der Beständigkeit: „Der Beständige ähnelt dem Amboss, der die Macht der Hämmer nicht fürchtet. Das tugendhafte Herz ist so gewappnet, dass es sich vor der Härte des Unglücks nicht ängstigt“ (Vgl. Henkel/Schöne: Emblemata). Das Ganze ist dargestellt vor dem Hintergrund des realistisch abgebildeten Stifts Buchau, des Orts- und Patronatsherrn.

Besonders eingängig sind die Darstellungen und Symbole im anschließenden kleinen Schlafzimmer. Beiderseits des Deckengemäldes mit dem Guten Hirten werden in Stuck die Bauten wiedergegeben, für die der Dürnauf Pfarrer unter dem

7 Pfarrhaus in Bad Schussenried-Otterswang, Hauptstraße 4 (Kr. Biberach): Ansicht von Südosten. Als einziges der drei gezeigten Pfarrhäuser hat das von Otterswang sein barockes Satteldach behalten. Bezeichnend sind die geschweiften Giebel, die regelmäßigen Fensterachsen und die Betonung des Mitteleingangs, auch durch die gewaltige, zweigeschossige Aufzugsgaube. Im Hintergrund die Pfarrkirche St. Oswald.



himmlischen Schutz zu sorgen hatte: die katholische Pfarrkirche St. Johannes Baptist und der zugehörige Pfarrhof mit allen Nebengebäuden, Gärten und Einfriedungen, bestrahlt jeweils von den am Himmel erscheinenden Monogrammen Christi und Mariens.

### Das Pfarrhaus in Otterswang

Die Gemeinde war seit 1423 in das nahe gelegene Prämonstratenserstift Schussenried inkorporiert, das auch die Ortsherrschaft innehatte. Von den Gebäuden des barocken Pfarrhofs steht heute nur noch das 1719 errichtete Wohnhaus in einem umfriedeten Garten neben dem Kirchhof. Im Gegensatz zu Dürnau haben wir es hier mit einem höheren architektonischen Anspruch zu tun: Es handelt sich um einen Massivbau mit großen, das Dach überragenden Volutengiebeln; selbst an der hohen Aufzugsgaube sind noch Dekorationen angebracht. Dazu kommt ein feierlich gerahmtes Portal: Über dem Rundbogen, zwischen obeliskentypig bekrönten Pilastern findet sich das Wappen des Bauherren, Abt Innozenz Schmid von Schussenried.

Im Inneren fällt wieder die Großzügigkeit des Grundrisses mit dem charakteristischen Mittelkorridor auf. Eine Rarität ist hier das bauzeitliche, in einem Rautenmuster verlegte Terrakottapflaster

ter mit seinen lebendigen Farbnuancen. Die Wirtschaftsräume liegen im Erdgeschoss und lassen sich trotz späterer Veränderungen mit Hilfe der Pfarrpfündebeschreibung identifizieren: Neben der Küche mit Speisekammer findet sich das Gesindezimmer, gegenüber Kellerabgang und zwei Kammern. Am Schlossbau orientiert ist die Ausgestaltung des Treppenhauses als zweiläufige,

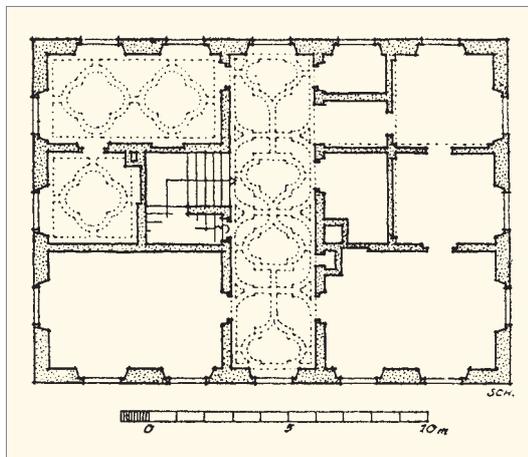
8 Pfarrhaus Otterswang: Der untere Treppenlauf öffnet sich mit Arkaden zum Treppenauge.





stuckverzierte Anlage, wobei die Wange des unteren Treppenlaufs in Arkaden aufgelöst ist. Die Pfarrwohnung liegt im Obergeschoss östlich des Flures, auf der anderen Seite befinden sich weitere Zimmer für Vikare oder Gäste. Von der barocken Ausstattung sind einfache Stuckdecken überliefert, dazu eine eingebaute Kommode, ein frei stehender Schrank und manches Detail. Ob es ein einheitliches ikonografisches Ausstattungsprogramm gegeben hat, lässt sich heute nicht mehr feststellen; aus dem 18. Jahrhundert stammt aber sicher die Malerei auf den Türblättern, wo sich wieder Monogramme Christi und Mariens sowie die Herz-Jesu-Symbolik finden. Die eindrucksvollste Ausgestaltung entstand jedoch in einer ganz anderen Zeit, nämlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Damals, von 1868 bis 1882, amtierte Pfarrer Dr. Albert Werfer in Otterswang, zu seiner Zeit eine bekannte Persönlichkeit als Schulinspektor, vor allem aber als Schriftsteller („Leben ausgezeichneter Katholiken der drei letzten Jahrhunderte“, „Große illustrierte Hauslegende von den Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres“, „Die biblische Geschichte für katholische Volksschulen“.) Er hat das Pfarrhaus durch leuchtend bunte Wandbilder verschönt – Stadtveduten und Landschaften – meist oberhalb der Türen angebracht. Das Rathaus von Regensburg und die Walhalla an der



9 Pfarrhaus Otterswang: Der typische durchgehende Mittelflur weist einen gut überlieferten bauzeitlichen Terrakottaboden auf.

10 Pfarrhaus Otterswang: Obergeschoss, Wohnzimmer des Pfarrers, im Wandbild über der Tür Ansicht der Walhalla.

11 Pfarrhaus Otterswang: Obergeschoss, Grundriss. Rechts vom Flur die Wohnung des Pfarrers mit Wohnzimmer, Schlafkammer und Nebenräumen; gegenüber das große Vikarzimmer und die Gästewohnung.



12 Pfarrhaus Otterswang: Die Wandgemälde von Pfarrer Dr. Albert Werfer sind heute der auffallendste Schmuck des Hauses. Meist über den Türen angebracht, greifen sie eine barocke Tradition auf.



13 Pfarrhaus Otterswang: Der mit seinen gedrehten Säulen und knieförmigen Kopfstreben besonders aufwändig gestaltete Dachstuhl, beschickt über die Luken der zweigeschossigen Gaube, diente zur Lagerung des herrschaftlichen Zehnten.

drechselten Säulen. Einen sprechenden Hinweis auf die einstige Nutzung gibt die große stehende Aufzugswinde im zweiten Dachgeschoss.

#### Das Pfarrhaus in Eberhardzell

In dem landschaftlich schön gelegenen Dorf zwischen Ingoldingen und Ochsenhausen findet sich das ländliche Pfarrhaus ins Großartige gewendet: Dieses breit gelagerte Gebäude mit hohem Sockel, Kolossalpilastern und feierlicher Mittelbetonung durch eine doppelläufige Freitreppe ist gewiss als „herrschaftlich“ zu bezeichnen. Es handelt sich nicht nur um einen Pfarrhof, sondern um eine Sommerresidenz, Erholungsort für die Schussenrieder Chorherren. Das stattliche Wohngebäude wurde 1988–1992 vorbildlich saniert und dient heute der Gemeinde Eberhardzell als Rathaus.

Die Ortsherrschaft lag in den Händen verschiedener Adelsfamilien, seit dem 16. Jahrhundert bei den Truchsessern von Waldburg. Die Patronatsrechte an der Pfarrei gelangten 1456 durch Schenkung an das Kloster Schussenried. Sie war so reich ausgestattet, dass ihre Einkünfte zu den wichtigsten des Klosters gehörten. Das Wohnhaus der weitläufigen Hofanlage entstand ab 1746 nach Plänen des Schussenrieder Klosterbaumeisters Jakob Emele und wies insgesamt

14 Pfarrhaus in Eberhardzell, Burgstraße 2 u. 4 (Kr. Biberach): Ansicht von der Hofseite. Das schlossartige Gebäude wurde einst auch als Sommerresidenz der Äbte und Chorherren genutzt. Seit der 1992 vollendeten Restaurierung dient es als Rathaus.

Donau, auch Salzburg und die in Graubünden gelegene „Via Mala“ wurden wiedergegeben, anderes muss noch identifiziert werden.

Eine besondere Bewandnis hat es mit dem Dachstuhl, der als herrschaftliche Fruchtschütte diente und somit nach der Aufhebung des Klosters Schussenried nicht mehr zum Pfarrhaus gehörte. Wollte der jeweilige Pfarrer im 19. Jahrhundert von der Unruhe verschont werden, die das Einlagern der Frucht mit sich brachte, musste er den Dachboden selbst pachten. Überraschend aufwändig ist die Gestaltung des Dachstuhls mit ge-





15 Pfarrhaus Eberhardzell: Eine der farbenfrohen Türen im Obergeschoss mit figürlich bemalten Füllungen; das Ovalbild darüber zeigt den Heiligen Evermod, einen von den Prämonstratensern besonders verehrten Heiligen.



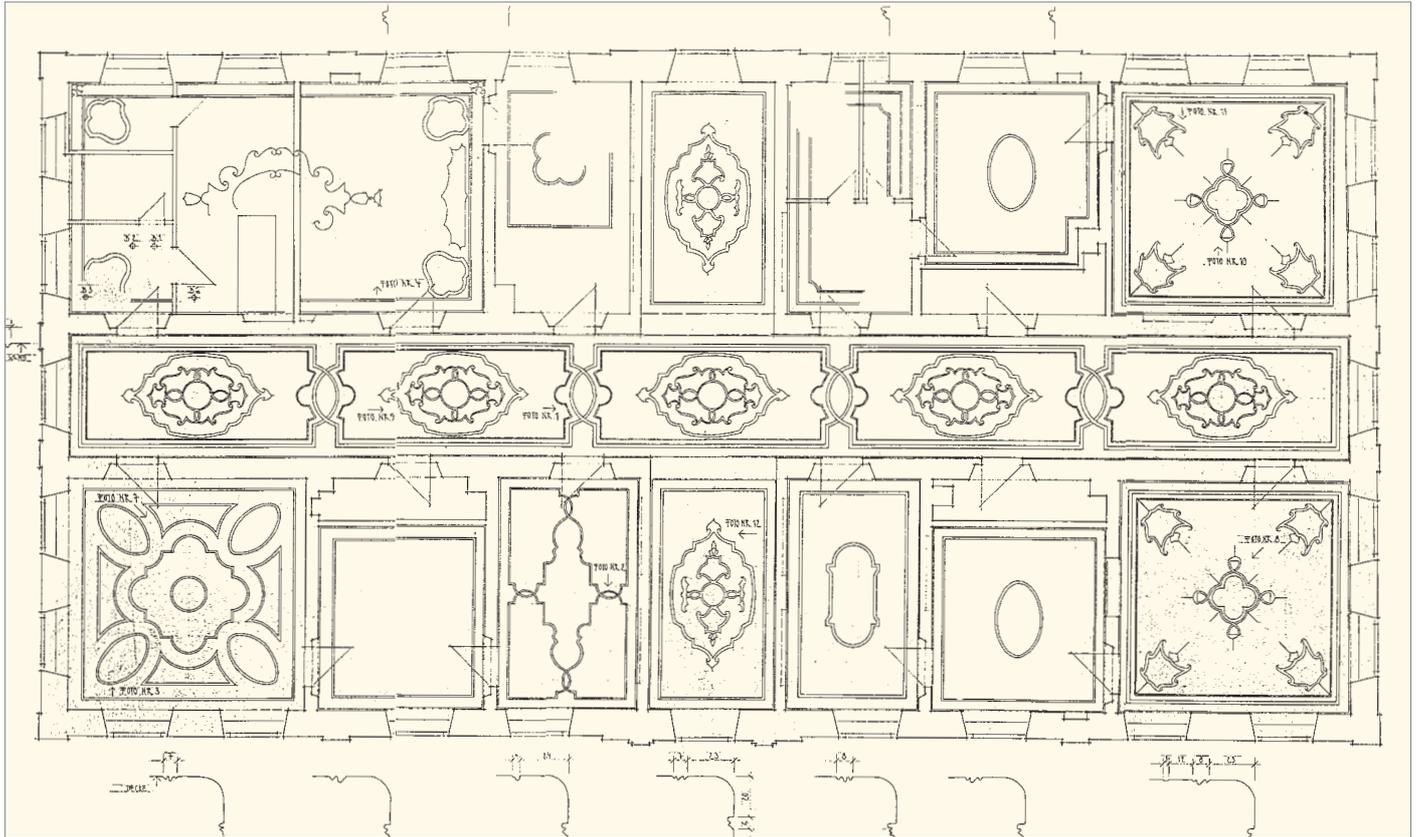
16 Pfarrhaus Eberhardzell: Die Handläufe der breiten Treppe haben Brettbaluster, deren raffinierte Bemalung Dreidimensionalität vortäuscht.

17 Pfarrhaus Eberhardzell: Vom weiträumigen Mittelflur gehen symmetrisch angeordnete Türen ab, die alle prächtig gestaltet sind, unabhängig davon, ob sich ein Heizraum dahinter befand oder ein repräsentativer Wohnraum.



vierundzwanzig Zimmer auf. Die Nebengebäude stammen bereits aus den 1730er-Jahren: im Süden die ehemalige Zehntscheuer (1949 umgebaut zum Exerzitien- und Erholungsheim, später auch Altersheim), an der Ostseite das frühere Ökonomiegebäude, seit 1966 Gemeindehaus St. Margaretha.

Der Pfarrhof beherbergte zwei ständig anwesende Priester und eine unbestimmte Anzahl von Chorherren und Studenten zu gelegentlichen Aufenthalten. Ursprünglich war das Haus so aufgeteilt, dass auf jeder Korridorseite zwei Wohneinheiten lagen (mit Ausnahme des Festsaals,



18 Pfarrhaus Eberhardzell: Die gleichzeitige Nutzung durch den Pfarrer und erholungsbedürftige Chorherren spiegelt sich im Grundriss mit mehreren abgeschlossenen Wohneinheiten entlang der Mittelkorridore. Jeweils drei Zimmer umschließen einen kleinen, mehr breiten als tiefen Heizraum, der vom Korridor aus zugänglich ist. Diese Besonderheit blieb bei zwei Raumgruppen anschaulich erhalten.

19 Pfarrhaus Eberhardzell: Auf der Innenseite der Türen finden sich reich gestaltete Beschläge. Die kunstvoll geschmiedeten Bänder korrespondieren mit der gemalten Ornamentik.



bestehend aus drei untereinander verbundenen Räumen. Sie umschließen einen kleinen, mehr breiten als tiefen Heizraum, der vom Korridor aus zugänglich ist. Als barocke Attitüde kann die völlig gleiche Behandlung der zum Flur gerichteten Türen angesehen werden, ob sie nun in den Festsaal führen oder in die Abstellkammer. Die Innenausstattung entspricht dem prächtigen Außenbau: ein ebenso schöner Tonplattenfußboden wie in Otterswang, dazu eine aufwändige, zweiarmig, gegenläufige Treppe und prächtige Stuckaturen. Einen ganz besonderen Reiz haben die figürlich bemalten Türblätter vor allem des Obergeschosses. Im unteren Feld ist jeweils ein Blumengebinde oder Stillleben dargestellt, das obere zeigt entweder farbige Halbfigurenbildnisse von Heiligen oder kleine Szenen mit teils biblischem Hintergrund, teils von sinnbildhaftem Charakter, in Grisaille-Malerei ausgeführt. Die Bilder stammen von den Brüdern Franz Xaver und Johann Chrisostomus Forchner aus Dietenheim. Ersterer, der auch für das Kloster Ochsenhausen arbeitete und dort zum Beispiel das südliche Treppenhaus ausmalte, schuf die zwölf Ovalbilder

über den Türen. Hier sind Heilige dargestellt, die der Prämonstratenserorden besonders verehrte. Das nordwestliche Eckzimmer, heute Bürgermeisterzimmer, ist durch das Bild der Madonna über der Türe besonders ausgezeichnet und war wohl der für den Abt reservierte Wohnraum. Es wurde als einziges zur Zeit des Frühklassizismus modernisiert und hat bis heute diese selten vorzufindende Ausstattung behalten. Beispiele für die Bauaufgabe Pfarrhaus gibt es in Oberschwaben vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Mehr oder minder gut erhalten lassen sie Rückschlüsse auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Gemeindegeseesorger durch die Jahrhunderte zu. Die Spanne reicht dabei vom Fachwerkhaus über das massive „Schlösschen“ und die historisierende „Villa“ bis zum Bungalow unserer Tage. In Zeiten des Nachwuchsmangels und der schrumpfenden Gemeinden sowie der daraus folgenden Zusammenlegung von ehemals selbständigen Pfarreien dienen aber immer häufiger alte Pfarrhäuser nicht mehr ihrem ursprünglichen Zweck. Die vorgestellten Bauten gehören dazu. Hier geht es um die Erhaltung durch eine verträgliche neue Nutzung. Die gelungene Umwidmung des Pfarrhauses von Eberhardzell zum Rathaus ist eine von vielen Möglichkeiten.

## Quellen und Literatur:

Diözesanarchiv Rottenburg: Pfarrfründbeschreibungen.

Otto Beck: Sankt Oswald in Otterswang. Pfarrkirche und Ernteschmuck. Festschrift zur 200-Jahrfeier des oberschwäbischen Barockjuwels. Zürich, München 1985.

Kurt Diemer/Wolfgang Mast/Günter Schmitt: Rathaus Eberhardzell. (Festschrift zur Einweihung 1992). Arthur Henkel/Albrecht Schöne (Hrsg.): Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Stuttgart 1967.

Alfons Kaspar: Bau- und Kunstgeschichte des Prämonstratenserstifts Schussenried. 3. Teil: Die Schussenrieder Klosterpfarreien. Ungedrucktes Manuskript Kreisarchiv Biberach.

Adolf von Vogt: Sammlung kirchlicher und staatlicher Verordnungen für das Bisthum Rottenburg. Schwäbisch Gmünd 1876.

Hans Willbold: Dürnau einst und jetzt. Herausgegeben von der Gemeinde Dürnau. Biberach 1987.



**Sabine Kraume-Probst M. A.**

**Dr. Michael Ruhland**

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Alexanderstraße 48

72072 Tübingen

*20 Pfarrhaus Eberhardzell: Der Saal im Obergeschoss konnte wieder gewonnen werden, indem man spätere Trennwände entfernte. Die für Gemeinderatssitzungen erforderliche Größe wurde mit einem breiten Durchbruch zum Nachbarzimmer erreicht.*

# Denkmalporträt



## Damals ein Novum: die Glasvorhangfassade Ehemaliges Verwaltungsgebäude der französischen Armee in Baden-Baden

Der Hochhauskomplex wurde 1954 nach Plänen von Karl Kohlbecker und Karlsiegfried Keppeler errichtet, er beherbergte zahlreiche zentrale Institutionen der französischen Streitkräfte in Deutschland, u.a. Militärgericht, Nachrichtendienst, Schatzmeisterei, Zoll und Gewerkschaft. Federführender Architekt war Karl Kohlbecker aus Gaggenau (1906–1982), der in späteren Jahren zahlreiche qualitätvolle Projekte verwirklichte, wie z.B. das Rathaus in Gaggenau und mehrere Industriebauten für Daimler-Benz. Keppeler und Kohlbecker planten später gemeinsam einen Großteil der Gebäude für die Baden-Badener Garnisonssiedlung „Cité“ des Hauptquartiers der französischen Streitkräfte in der Bundesrepublik. Anstelle der für das Bürohochhaus ursprünglich vorgesehenen Stahlbetonbauweise entschied man sich für einen Stahlskelettbau, der am Bürotrakt mit vorfabrizierten Wandelementen aus Glas, Stahl und Leichtmetallrahmen verkleidet wurde. Der verglaste Gebäudeteil ruht auf frei stehenden Stahlbetonpfeilern und kann von Fußgängern und Kraftfahrzeugen unterquert werden. Diese bauliche Lösung war nur wenige Jahre vorher

durch den bedeutenden Architekten Le Corbusier mit dem Wohngebäude „L'Unité d'Habitation“ (1947–52) in Marseille eingeführt worden. Der daneben angefügte 40 m hohe Baukörper des Treppenhauses mit den Aufzügen wurde mit Muschelkalkplatten verkleidet. Über einen „skywalk“, eine verglaste Verbindungsbrücke, erreicht man vom Bürotrakt das zweigeschossige Nebengebäude, das als Kantine mit Garagen und Werkstätten konzipiert war und später als Militärgericht diente. Etwas weiter östlich steht das zweigeschossige, außen verklinderte Hausmeisterwohnhaus.

Alle 235 Büroräume auf den zehn Etagen des Hochhauses werden durch Mittelgänge erschlossen, sie sind mit Drehflügelfenstern ausgestattet und untereinander durch Türen verbunden. Das konstruktive Stahlskelett ist innen in Gestalt vorgelagerter Wandpfeiler sichtbar. Große Schwingflügelfenster im Treppenhaus bieten eindrucksvolle Ausblicke, hier zeigt sich auch eine durchlaufende Säule mit den zeittypischen farbigen Mosaiksteinen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes befindet sich ein Fluchttreppen-

haus. Vom neunten Stock führt eine filigran konstruierte Treppe zur Aussichtsterrasse, deren Stufen lediglich auf einem geschwungenen Rohr angebracht sind.

Insbesondere die Art der Fassadenausbildung am Verwaltungshochhaus ist für die Entstehungszeit sehr fortschrittlich. In Deutschland wurden Stahlskelettbauten mit vorgehängten Glasfassaden vorher nicht verwirklicht, wenig jüngere Beispiele bilden lediglich die Verwaltungsgebäude des Kaufhofs in Köln und der Montanunion in Saarbrücken. Meisterhaft knüpft die elegant gegliederte Vorhangsfassade des Baden-Badener Hochhauses an internationale Vorbilder an, wie etwa die New Yorker Wolkenkratzer der Vereinten Nationen (1950, Wallace K. Harrison) und des Lever House (1952, Skidmore, Owings und Merrill).

Das Gebäude gehört baugeschichtlich und baukünstlerisch zu den ersten an die Tradition der Moderne anschließenden Projekten der frühen Nachkriegszeit und es wird in Formgebung und Konstruktion höchsten Anforderungen gerecht: Die gestalterisch signifikante Kontrastbildung der Baukörper von Treppenhaus und Bürotrakt, formuliert im Gegensatz von Naturstein und Glas, verleiht dem Gebäude in seiner Umgebung ein



spannungsvolles Erscheinungsbild. Der renommierte Karlsruher Architekt und Hochschullehrer Egon Eiermann besuchte das Gebäude mehrmals mit Studenten und würdigte es – freilich neben eigenen Arbeiten – als für das moderne Bauen beispielhaft. Das hoch aufragende Gebäude ist dabei unmittelbar mit der Geschichte Baden-Badens in der Nachkriegszeit verbunden und symbolisiert ein halbes Jahrhundert Präsenz und Anspruch der französischen Armee auf deutschem Boden.

Bereits vor seiner Errichtung war das Hochhaus auf ein breites öffentliches Interesse gestoßen. In Baden-Baden war der Neubau zunächst umstritten, denn man beargwöhnte das Projekt als einsturzgefährdet und enormes Sicherheitsrisiko für die Anwohner. Erst nachdem der Gemeinderat die wenigen nach dem Krieg bereits errichteten Hochhäuser in der Bundesrepublik persönlich in Augenschein genommen hatte, konnten die statischen Befürchtungen ausgeräumt werden. Nach Auflösung der französischen Garnison in Baden-Baden wird gegenwärtig ein Konzept zur Sanierung und Neunutzung des Gebäudes entwickelt.



**Dr. Clemens Kieser**

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation  
Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe*

# Denkmalporträt



## Hauchdünne Spannung Die Schwarzwaldhalle am Karlsruher Festplatz

Die Stärke der Schale beträgt sechs Zentimeter – ein gewagtes Spiel mit den Gesetzen der Statik! Internationales Aufsehen erregte das freitragende Hängedach der Karlsruher Schwarzwaldhalle bei ihrer Eröffnung. Bis heute wird die 1953 fertig gestellte Mehrzweckhalle in der vornehmen Familie der Schalenbauten in einem Zuge genannt mit dem Planetarium in Jena von 1922 und dem Dach des Olympiastadions in München von 1972. Architektonische Gestaltung und ingenieurmäßige Tragwerksplanung haben hier ein hohes Maß an Harmonie gewonnen.

Schon die Vorgeschichte ist – mit Blick auf die heute üblichen kommunalpolitischen Entscheidungsprozesse – mehr als bemerkenswert: Im Frühjahr 1952 präsentierte der Karlsruher Oberbürgermeister Günther Klotz der Bevölkerung und dem Stadtparlament das Großbauvorhaben eines Kultur- und Sportzentrums am Festplatz. Im Herbst 1952 gewann der Karlsruher Architekt Erich Schelling (1904–1986) den frei ausgeschriebenen Wettbewerb, im Januar 1953 erfolgte der Zuschlag für den Bau der Halle, die schon im August 1953 geöffnet wurde.

Die ellipsenförmige Halle besitzt eine flächenmäßige Ausdehnung von 46 auf 73 m und eine Höhe von 12 bis 18 m. Sie ist bis auf die Schmalseiten völlig verglast. Das konstruktive Gerüst besteht aus sechsendreißig Stahlbetonstützen, auf

denen ein oval gekrümmter Ring aus Stahlbeton ruht. In diesem Ring ankert das ganze Dach, jene hängende Schale mit Gegenkrümmung in Form eines flachen Sattels. Nach den Plänen des Architekten Erich Schelling entwickelte der Statiker Ulrich Finsterwalder aus München die völlig neue Schalenbauweise, eine selbsttragende Dachhaut aus Spannbeton.

Das Urteil der Preisrichter ließ keine Zweifel an der Wertschätzung des architektonischen Entwurfs: Die „Leichtigkeit der Konstruktion“ und „Durchsichtigkeit des Körpers“ der Halle verrate „eine feinfühligste Hand, die sich fraglos auch in der Durchführung des schwierigen Bauvorhabens bewähren dürfte.“ Die Presse sprach von einem „Entwurf von großartiger Kühnheit“.

In Karlsruhe hielt sich die Freude in Grenzen. Die Bevölkerung stand dem „kühnen Griff in die moderne Architektur“ etwas distanzierter gegenüber und fand Begriffe wie Sambahalle, Haifischmaul, Sprungschanze und Riesenschuhbürste.

Bis zuletzt war es auch in der Fachwelt umstritten, ob die Konstruktion des Hallendachs überhaupt freitragend gebaut werden könne. Die Einzigartigkeit des Projekts wird unterstrichen durch die Art der Überprüfung der Baustatik: Bis zu 200 Bauarbeiter wurden in unterschiedlicher Gruppierung auf dem Dach postiert, bald gehend, bald schwingend, bald stillstehend.

*Dr. Ulrike Plate  
LDA · Inventarisierung  
und Dokumentation  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen a. N.*

# Denkmalporträt



## Gefaltet wie ein Origami Haus für ein Musikerehepaar in Baden-Baden

Das ungewöhnliche Wohnhaus wurde 1965 bis 1968 durch die Architekten Hermann Fehling (1909–1996) und Daniel Gogel (1927–1997) für das Musikerehepaar Schatz geplant und errichtet. Die Pläne des Gebäudes befinden sich heute im Architekturmuseum Basel.

Eine komplexe Dachlandschaft aus spitzwinkligen Elementen mit verglasten Lichtdurchlässen verleiht dem Haus seine markante Silhouette. Grundriss und Volumen sind in kristallin wirkenden Formen organisiert. Die dunklen Holzverschalungen an den Außenflächen und die Schieferdeckung der Dächer erinnern zitathaft an die traditionellen Baumaterialien des Schwarzwalds. Harmonisch ist das Haus in die Gartenlandschaft eingebettet. Stützmauern auf der Bergseite bilden die große Terrasse und den auf einem Plateau liegenden Gemüsegarten. Auf der Rückseite erstreckt sich ein durch hohe Mauern befestigter, reliquartiger Terrassenvorsprung. Von den Architekten wurde später neben dem Wohnhaus ein an japanischer Architektur orientierter Glaskubus errichtet, der zu Meditation und Gymnastik dient. Inneres und Äußeres des Hauses werden in der durchgehenden Verwendung von Natursteinplatten geschickt miteinander verknüpft. Der Wohnbereich, dessen zeltartiges Dach durch eine zentrale Kaminsäule mit Eisenträgern gestützt wird, zieht sich in offener Organisation spiralgleich

über Halbgoschosse empor, verbunden durch eine Wendeltreppe mit durchsichtigen Stufen. Um diese zentrale Wohnhalle gruppieren sich kleinere Schlafzimmer, Küche, Bäder und das sichelartig umfassende Schwimmbad mit Wintergarten. Bindeglied zwischen Küche und Wohnbereich ist der kreisrunde Essplatz. Das Gebäude besitzt zwei Kellerebenen, eine davon erstreckt sich bis unter das Schwimmbaden.

Bestechend ist die detaillierte, sehr sorgfältige Planung der Ausstattung durch die Architekten. So finden sich fest eingebaute Schränke, Schreibtische, Betten, Schiebetüren usw., die exakt den räumlich-ästhetischen Verhältnissen und ihren spezifischen Nutzungen angeglichen und gemäß den Vorstellungen der Eigentümer koloriert sind. Die Einbauten und die Architektur selbst sind deutlich vom Schiffbau inspiriert. Das Haus als Maschine zu begreifen, gehört seit den frühen Werken von Le Corbusier zu den Lieblingsgedanken moderner Architekten. Es fügt sich gut in diese geistige Tradition, dass Daniel Gogel tatsächlich für einige Jahre im Schiffbau tätig war.

Das Gebäude ist in allen seinen Teilen bis heute unverändert geblieben, lediglich die blütengleich zu öffnenden Dachsegmente über dem Schwimmbadbereich mussten aus bautechnischen Gründen verschlossen werden. In allen seinen Teilen ist uns mit diesem Denkmal der Baukunst ein her-



vorragendes Beispiel der architektonischen Spätmoderne überliefert, das nicht nur in der Fachwelt immer wieder Beachtung fand und findet. Die Architekten Fehling und Gogel entwickelten hier, wie auch in ihrem gesamten Lebenswerk, aus Einflüssen des Expressionismus und des Internationalen Stils eine höchst eigenständige For-

mensprache, die von spitzen und stumpfen Winkeln und überraschenden Raumbildungen geprägt ist. Hermann Fehling hatte als Mitarbeiter von Erich Mendelsohn und Hans Scharoun, beide Pioniere der modernen Architektur, wichtige Erfahrungen gesammelt. Fehlings Partner Daniel Gogel war Student von Max Taut, der zu den wichtigsten Vertretern des Expressionismus gehörte. In den Formen des Hauses Schatz sind die Ideen der Lehrer und Vorbilder spürbar geblieben. Baukünstlerisch wie im planerischen Detail bildet das Haus Schatz ein hervorragendes, über Fachkreise hinaus beachtetes Beispiel einer Formensprache, ohne die spätere Entwicklungen der Baukunst, wie die des Dekonstruktivismus und jüngere Entwürfe von mit expressiven Formen arbeitenden Architekten (z.B. Frank Gehry, Zaha Hadid) nicht denkbar wären.

**Dr. Clemens Kieser**

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation  
Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe*



# Denkmalporträt



## Ein Denkmal? Viele Denkmale! Das Archiv der Tübinger Postkartenfirma Metz

Vor kurzem wurde in Stuttgart das Haus der Geschichte Baden-Württemberg eröffnet. Zu seinen Beständen zählt auch das Archiv des Tübinger Postkartenherstellers Metz. Die Firma war aus einer 1828 gegründeten Buchbinderei und Schreibwarenhandlung entstanden, in der im späten 19. Jahrhundert, wie in vielen solcher Geschäfte, auch Postkarten verkauft wurden. Anfangs noch „Korrespondenzkarte“ genannt, hatte sich die Postkarte im Deutschen Reich nach ihrer postalischen Einführung im Jahr 1870 rasch etabliert und war auch schon bald in illustrierter Form verbreitet. Die hierbei zunächst gebräuchlichen lithographierten Karten wurden später von Lichtdrucken abgelöst, die wesentlich schneller und billiger anzufertigen waren. Ab Mitte der 1890er-Jahre wuchs die Postkartenproduktion dann geradezu explosionsartig. Bereits vor der Jahrhundertwende sollen im Deutschen Reich jährlich 300 bis 400 Millionen Ansichtskarten gedruckt worden sein. Die Brüder Heinrich und Gustav Metz in Tübingen erkannten diese Chance und begannen bald nach der Übernahme des väterlichen Betriebes im Jahre 1896 mit der Herstellung

von eigenen Postkarten. Kurze Zeit später stellte man auch spezialisierte Fotografen an, die nach genau festgelegten Routen das ganze Land bereisten. Bis in die 1960er-Jahre kamen so ca. 300 000 Glasnegativplatten zusammen.

Die meisten der Aufnahmen stammen aus Südwestdeutschland, sehr viel weniger aus anderen Teilen Deutschlands oder gar aus Übersee, wie zum Beispiel eine Bilderserie aus Kamerun, die im Auftrag der Basler Mission angefertigt wurde. Das Sortiment der Firma Metz umfasste Postkarten mit Porträts, Trachten und Kostümen, Aufnahmen von Festen, Ausstellungen, Katastrophen, politischen Ereignissen und Landschaften, vor allem aber Ansichten von Städten, Straßenzügen (wie der oben abgebildeten Stuttgarter Königsstraße im Jahre 1906) und einzelnen Gebäuden, darunter etliche, die heute Kulturdenkmale sind (wie die umseitig abgebildete Burg Lichtenstein im Jahre 1919). Nicht zuletzt für die Denkmalpflege ist die Sammlung von höchstem Interesse, dokumentiert sie doch in ungeheurer Materialfülle die städtebauliche, architektonische und kulturräumliche Entwicklung des Landes.

Die Postkarten geben die Wirklichkeit allerdings nicht immer gänzlich unverfälscht wieder, denn wie damals üblich, machte auch die Firma Metz von der Möglichkeit der Retusche und manchmal sogar der Collage ausgiebig Gebrauch. So wurden unliebsame Details wie etwa Leitungsdrahte, Putzschäden an den Häusern oder Schlaglöcher in den Straßen bedenkenlos getilgt. Auf der anderen Seite wurden viele Postkarten mit einmontierten Staffagefiguren bereichert. Auch das Zusammenfügen mehrerer Aufnahmen zu einem Panorama war gang und gäbe. Mitunter schreckte man nicht einmal davor zurück, Bildmotive neu zu arrangieren, so etwa wenn sich Gebäude in der tatsächlichen Ansicht unvorteilhaft überschnitten hätten. Solche Eingriffe zielten jedoch weniger auf eine arglistige Täuschung des Betrachters als vielmehr auf eine Verbesserung der Bildwirkung. Die eigens eingestellten „Präparateure“ der Lichtdruckplatten bewegten sich hier noch ganz in der Tradition der Vedutenmalerei. Auch der in der Frühzeit der Fotografie gern wiederholte Vorwurf, sie bilde nur die Wirklichkeit ab und entbehre jeden künstlerischen Gehalts, mag dem Vorschub geleistet haben.



Außer den Glasplatten selbst umfasst das Archiv auch andere wichtige Zeugnisse der Postkartenproduktion, so zum Beispiel „Plattenbücher“, in denen die Negative mit fortlaufender Nummer, Titel, Ort und Bildformat verzeichnet wurden. „Blaumappen“ im Folioformat enthalten Kontaktabzüge von den Glasnegativen. In „Belegumschlägen“ wurde jeweils ein Original der Karte aufbewahrt und mit Druckdatum und Auflagenhöhe versehen. Und in „Postkartenmappen“ schließlich wurden für die Handelsvertreter Sortimente zusammengestellt.

Nach dem Konkurs der Firma im Jahr 1988 gelangten solche Postkartenmappen in den Antiquitätenhandel und von dort an verschiedene Museen und private Sammler. Um einen weiteren Ausverkauf und eine Zerstreuung des Firmenarchivs zu verhindern, wurde es 1990 auf Antrag des Landesdenkmalamtes vorläufig unter Schutz gestellt. Nach damaliger Kenntnis umfasste die Sammlung neben den Schwarzweiß-Glasplatten noch 700 Diapositive, 1000 retuschierte Farb- und Schwarz-Weiß-Abzüge, 6000 Druckvorlagen, 10 000 Postkartenmuster, 1300 Blaumappen, 2000 Mustermappen, 140 Plattenbücher und außerdem Korrespondenzen und sonstige Schriftstücke. Dazu kamen etliche Gerätschaften, unter anderem eine Reprokamera von 1910, eine Korrektur-Andruckpresse, ein Höhenjustiergerät, ein Kontaktkopiergerät, ein Vergrößerungsgerät, eine doppelseitige Hochglanzpresse, Setzregale und anderes mehr.

Im folgenden Jahr wurde das Firmenarchiv vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg erworben. Die Sammlung Metz wird hier wissenschaftlich aufgearbeitet und der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Damit ist es gelungen, ein einzigartiges Zeugnis nicht nur der Entwicklung einer renommierten Tübinger Postkartenfirma, sondern des ganzen Landes Baden-Württemberg dauerhaft zu erhalten. Der hohen landesgeschichtlichen Bedeutung der Sammlung Metz wurde 1994 mit der endgültigen Eintragung in das Denkmalbuch Rechnung getragen.

**Dr. Dieter Büchner**

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Berliner Straße 12

73728 Esslingen am Neckar

# Buchbesprechungen

**Johannes Gromer: Über die Entwicklung des bäuerlichen Hausbaus in Württemberg. Eine bauhistorische Untersuchung mit Dokumentation.**

Herausgegeben vom Schwäbischen Heimatbund. 200 Seiten, 386 Abbildungen. Silberburg-Verlag Tübingen 2000. 44,90 Euro. ISBN 3-87407-346-7.

Die Arbeit von Johannes Gromer hat die Entwicklung von Bauernhäusern im württembergischen Kernland über einen Zeitraum von fünf Jahrhunderten zum Thema. Wie der Untertitel andeutet, liegt der Schwerpunkt auf der baukonstruktiven Entwicklung der Gebäude, es ist das „handwerkliche Produkt Haus“, dem das Interesse des Autors gilt.

In Fachwerk errichtete Bauernhäuser stellen die wesentliche historische Schicht der Bebauung des ländlichen Untersuchungsgebietes dar. Funktional gehören dazu Gehöftanlagen, Wohn- und Wohnstallhäuser, Weingärtnerhäuser sowie Einhäuser bzw. Eindachhöfe. Neben Scheunen als Bestandteile von Hofanlagen und einem Schafstall sind in der Untersuchung keine weiteren Ökonomiegebäude oder ländliche Bauten mit Sonderfunktionen berücksichtigt. Allen untersuchten Bauten gemeinsam ist die überwiegend vorkommende Grundform: Sie zeichnen sich durch zwei, höchstens drei Längsschiffe, drei und mehr Querzonen, eine Wandbildung in Fachwerk und ein steiles Dach aus. In der überbauten Fläche und dem Bauvolumen unterscheiden sie sich allerdings deutlich, die Objektauswahl reicht vom Seldnerhaus bis hin zum stattlichen Wohnhaus eines mehrteiligen Gehöfts.

Seit den 1970er-Jahren hat eine am Objekt orientierte Bauforschung eine Fülle von wissenschaftlichen Einzelergebnissen zutage gebracht. Es war vor allem die Dendrochronologie, die, für die Bauforschung nutzbar gemacht, nunmehr wissenschaftlich exakte Datierungen lieferte und auf einen aus dem Mittelalter überlieferten, bis dahin nicht bekannten Bestand von Wohnhäusern – zunächst vor allem in städtischen Quartieren – aufmerksam machte. Gleichmaßen wurden auch die Dokumentationsmethoden weiter verfeinert, hier sei vor allem das erfahrungsgerechte Aufmaß genannt, das die Hausforschung qualitativ veränderte. Die Standards für Aufmaße mit je nach Anforderung unterschiedlichen Genauigkeitsstufen haben Günther Eckstein und Johannes Gromer für Baden-Württemberg formuliert (1986).

Diese angedeutete Entwicklung stand u.a. im Zusammenhang mit dem Auf- und Ausbau von Frei-

lichtmuseen im Land seit den 1970er-Jahren und gleichermaßen mit der zunehmenden Beachtung, die die Denkmalpflege seit Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes von 1972 auch einfacheren Bauern- und Bürgerhäusern widmet. Objekte, die für eine Aufstellung in einem Museum vorgesehen waren, erforderten eingehende Analysen des ganzen Gefüges und ihrer Verbindungen. Bei einer Demontage wurden Bauteile offen gelegt, die vorher nicht sichtbar gewesen waren. An den stets durch Um- und Anbauten geprägten Häusern, wurden die sich abzeichnenden, dendrochronologisch datierten Bauphasen aufgeschlüsselt und der Frage nach dem Erscheinungsbild des Erstzustandes nachgegangen. Diese und weitere, wie z.B. auch restauratorische Untersuchungsmethoden setzten sich in der denkmalpflegerischen Arbeit durch.

Im ersten Kapitel des Buches stellt J. Gromer die Entstehungsbedingungen, die Ausgangsbasis und das methodische Vorgehen seiner Arbeit vor. Anlass für die intensive Auseinandersetzung mit historischen Bauernhäusern war für J. Gromer der Auftrag, in Beuren das jüngste der baden-württembergischen Freilichtmuseen zu planen, was eine Analyse des Hausbestandes im vorgesehenen Einzugsgebiet, die Auswahl der Objekte, deren Untersuchung, Dokumentation und schließlich Translozierung beinhaltete. Zum Einzugsgebiet, das das Untersuchungsgebiet vorliegender Arbeit wurde, gehören das württembergische Neckarland, das Vorland der Schwäbischen Alb und die Schwäbische Alb mit Ausnahme der Hohen Alb. Der Zeitrahmen wird durch das älteste Objekt von 1411/12 und das jüngste von 1885 abgesteckt. Ziel der Untersuchung war es, für die Museumsarbeit eine chronologische, baugeschichtlich konstruktive Entwicklung der bäuerlichen Hausformen darzustellen. Die Arbeit wurde als Dissertation eingereicht.

Angesichts der Ausdehnung des Gebietes mit einer vom Autor angenommenen Gesamtzahl von 30 000 historisch relevanten Objekten und im Hinblick auf die jedem Haus eigene, individuelle Form, Alter, Baugeschichte, Konstruktionsart und vielerlei Details stellt sich die Frage nach dem Umfang des Ausgangsmaterials und der repräsentativen Auswahl der Objekte. – Auf der Basis einer mehr oder weniger detaillierten Kenntnis von ca. 800 Objekten trifft J. Gromer eine Auswahl von 40 mit großer Genauigkeit erfassten und dokumentierten Gebäuden, die jeweils nach 47 Merkmalen abgefragt und dargestellt werden. Gromer kann dabei nicht nur auf eigene, sondern auch auf Untersuchungen und auf Hinweise von Hausforscher-Kollegen zugreifen. Diese 40 Objekte sind annähernd gleichmäßig über das Untersuchungsgebiet und den Entwicklungszeitraum verteilt,

womit eine weitgehend repräsentative Verteilung gegeben ist. Alle Belegbeispiele sind mit Grundriss-, Schnitt- und Ansichtszeichnungen, zum Teil auch Rekonstruktionen und Teilrekonstruktionen (einheitlich im Maßstab 1:200 dargestellt) in der Plansammlung vertreten, die etwa ein Drittel des Buchumfangs einnimmt.

In einem nächsten Kapitel wertet der Autor archäologische Erkenntnisse zum frühgeschichtlichen Hausbau, beginnend im Altneolithikum bis ins Hochmittelalter, unter konstruktionsgeschichtlichen Aspekten aus, um die Wurzeln des überlieferten Fachwerkbestandes zu beleuchten und um nach gemeinsamen Merkmalen und deren Entwicklung zu fragen.

Den Hauptteil der Arbeit nimmt die Analyse und Einordnung der chronologisch präsentierten, in Zeitabschnitte von je einem Jahrhundert untergliederten Häusermenge ein. Am Anfang eines jeden Jahrhundertabschnitts steht die auf einer Doppelseite angeordnete, systematisierte tabellarische Übersicht über 47 Merkmale von jeweils acht Objekten zu Art und Lage des Gebäudes, Daten zur Baugeschichte, der äußeren Gestalt und inneren Struktur, zum Rohbau mit konstruktiven, das Gesamtgefüge bestimmenden Details, schließlich Besonderheiten und der Bezug zu den damals geltenden Bauordnungen.

Es folgt eine jahrhundertweise textlich zusammenfassende, erläuternde und bewertende Darstellung der Beobachtungen, konkretisiert und ergänzt u.a. durch Fotos oder Rekonstruktionszeichnungen für befundete Details, Fotos und Zeichnungen vergleichbarer Häuser und Ausstattungsteile. Ferner finden sich im Text weiterführende, über die konstruktionsgeschichtliche Entwicklung hinausgehende Hinweise. So werden nicht nur Fragen der Raumfunktion und -struktur und zur Ablesbarkeit der sozialen Stellung der Erbauer angesprochen, auch Baumoden und Aspekte des Alltagslebens finden Beachtung (gab es Wasserstellen im Haus, welche Räume waren beheizbar? etc.). Durch diesen erweiterten Ansatz gelingt es J. Gromer, für die jeweiligen Jahrhunderte den bäuerlichen Hausbau in seiner Eigenart zu zeichnen.

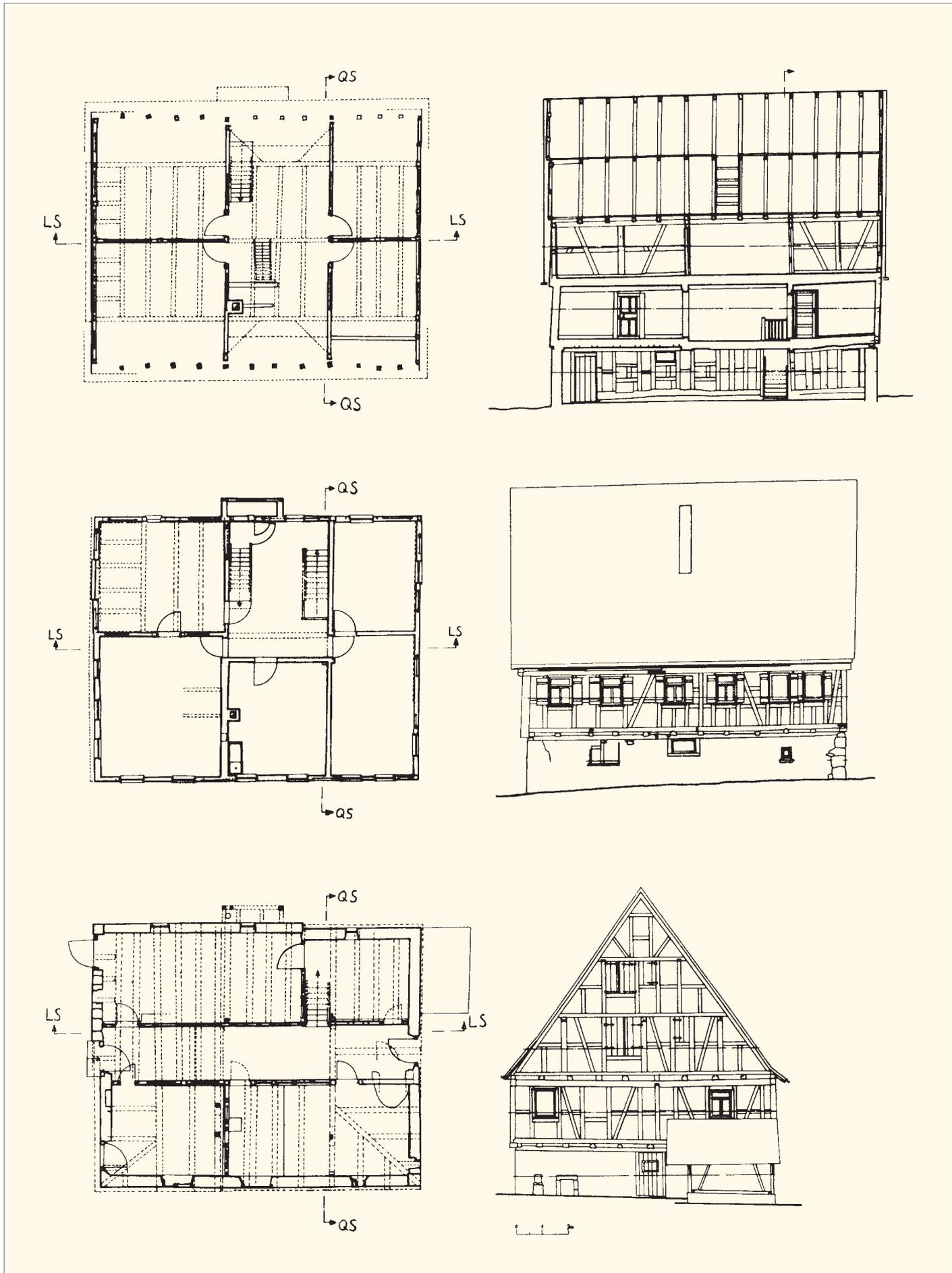
Besonders wertvoll sind die Ausführungen und Bezüge zu den jeweils im Jahrhundert geltenden württembergischen Bau- und Feuerordnungen. Erstmals derart umfassend sind alle baurelevanten staatlichen Regelungen seit der württembergischen Landesordnung von 1495 benannt und auf ihre Umsetzung hin an Beispielen nachprüfbar. In ihrer Entwicklung lassen sie die Bestrebungen der Gesetzgeber zur effektiveren Materialausnutzung, Optimierung der Brandverhütung und einem differenzierteren Kontrollsystem nachvollziehen. Außerdem bieten sie einen Blick auf den

jeweiligen Stand der bautechnischen Entwicklung.

Ein Exkurs wird den an Gebäuden üblichen Umbauten und Veränderungen gewidmet. Als generelle Feststellung der Bau- und Hausforschung kann gelten, dass die Mehrzahl der Häuser in einem fortwährenden Prozess veränderten bäuerlichen Bedingungen und Zwängen oder veränderten Bedürfnissen ihrer Bewohner angepasst wurden. (Die Gegenüberstellungen der Rekonstruktionszeichnungen von Bauernhäusern des 15., 16. und 17. Jahrhunderts mit Aufmaßen ihres zuletzt vorgefundenen Zustandes sprechen für sich). Diesen Umständen hat auch die Denkmalpflege Rechnung zu tragen, indem sie die Objekte in ihrer gewachsenen Struktur zu analysieren und die jeweiligen Zeitschichten in ihre Überlegungen einzubeziehen hat.

Die an die Ausführungen zu den Jahrhunderten anschließende summarische Tabelle erfasst zahlenmäßig alle vorkommenden Formen und Merkmale für die untergliederten Zeitabschnitte. In der Textzusammenfassung werden die zuvor für die Jahrhunderte sehr differenziert dargestellten Charakteristika zusammengeführt zu einer bei den archäologischen Erkenntnissen anknüpfenden Entwicklungsgeschichte der Rohbaukonstruktion, der Ausbaumformen und des gesetzgebenden Einflusses. Der vorherrschende Haustypus wird mit einem Blick auf die Formen in den angrenzenden Regionen charakterisiert.

In dem stringenten Aufbau und in der sorgfältigen Systematisierung des vielfältigen Materials, in der vergleichenden Übersicht der baulichen Merkmale innerhalb eines Jahrhunderts, aber auch der Jahrhunderte untereinander liegt ein großer Vorteil dieser Arbeit. Sie erlaubt, sowohl die Entwicklung einer Detaillösung über einen Zeitraum zu betrachten als auch Kenntnisse über Teilbereiche des Hauses oder über das Gesamtgefüge in einer bestimmten Zeitstellung herauszuziehen. Die vielen Vergleichsdaten und -beispiele machen das Buch außerdem zu einem idealen Nachschlagewerk für Hausforscher, Denkmalpfleger, Inventarisatoren und für alle, denen für eigene Problemlösungen das Hinzuweisen von Vergleichsmaterial hilfreich ist. Die Inhalte werden dabei durch ein sorgfältig abgestimmtes Layout unterstrichen. Nützlich ist außerdem die chronologische Ordnung der Objekte in der umfangreichen Plansammlung mit dem zusätzlich vorangestellten alphabetischen Ortsverzeichnis. Bedauerlicherweise sind bei einem durchgehenden Maßstab von 1:200 viele Einzelheiten nicht mehr erkennbar, in manchen Fällen wäre eine Maßstabsabweichung wünschenswert gewesen. – Hervorzuheben sind das umfangreiche Literaturverzeichnis und die Liste



Beispiel einer Bauaufnahme: Gehöft Schlichtener Weg 1, 1764/65 d. Thomashardt, Gemeinde Lichtenwald (Kr. Esslingen).

der württembergischen Bau- und Feuerordnungen, die den Lesern Möglichkeiten zur Vertiefung der Thematik ermöglichen.

Abschließend sei bemerkt, dass mit dieser Reihenuntersuchung objektbezogene Grundlagenforschung geleistet wurde, die ein aussagekräftiges Ergebnis über die bauliche und konstruktive Entwicklung der Baugattung Bauernhaus in der Region liefert. Sie bietet eine Basis für weitergehende Forschungen und anderweitige Fragestellungen. Den Beleg, dass hier die typische Bauernhausform ganz Südwestdeutschlands herausgearbeitet wurde, müssen freilich weitere Forschungen bringen. *Edeltrud Geiger-Schmidt*

### **Ralf Fischer zu Cramburg: Das Schatzregal. Der obrigkeitliche Anspruch auf das Eigentum an Schatzfunden in den deutschen Rechten.**

Veröffentlichungen der Gesellschaft für Historische Hilfswissenschaften, Bd. 6, 222 S., Numismatischer Verlag, Höhr-Grenzhausen 2001.

Die Frage nach Sinn oder Unsinn des Schatzregals wird seit Jahren mit Vehemenz diskutiert, wobei Bodendenkmalpfleger, Vertreter der Museen und des Kunsthandels sowie „Schatzsucher“ kontroverse Ansichten vertreten. Die Denkmalschutzgesetze enthalten ihrerseits uneinheitliche bis gegensätzliche Regelungen. Es ist daher verdienstvoll, dass sich endlich einmal ein Jurist monografisch dem Schatzregal widmet.

Für eine juristische Dissertation präsentiert sich die Arbeit in einer ungewöhnlich ästhetischen Aufmachung. Landkarten und Schaubilder veranschaulichen zudem den Inhalt. Der Autor hat die aktuelle Frage nach dem Schatzregal in ein breites historisches Umfeld eingebettet und durch zahlreiche Beispiele veranschaulicht. Die juristische Literatur hat er auch unter rechtsgeschichtlichen Aspekten ausgewertet. Aufgrund dieser Einbindung ist das Buch für Nichtjuristen ebenfalls gut zu gebrauchen.

Problematisch sind grundsätzliche rechtliche und rechtspolitische Aussagen des Autors. Angelpunkt des Buches ist die These, das Schatzregal sei verfassungswidrig, da den Landesgesetzgebern die Gesetzgebungskompetenz für dessen Normierung fehle. Diese Behauptung wird auf die Annahme gestützt, das Schatzregal sei der Gesetzgebungskompetenz des „bürgerlichen Rechts“ (Art. 74 Abs. 1 Nr. 1 GG) zuzuordnen. Zumindest spreche hierfür „Überwiegendes“ (S. 159). Dieser Vermutung des Autors lässt sich mit guten Grün-

den widersprechen. Das Schatzregal ist vom Bundesverfassungsgericht ausdrücklich als verfassungsgemäß verteidigt worden und es mutet überraschend an, wenn das Schatzregal als veraltetes Instrumentarium abgetan wird, nachdem doch über den Siegeszug des Schatzregals in den neuen Bundesländern – dort zum Teil in verschärfter Form –, berichtet wurde und über die Rückwirkung auf einige Denkmalschutzgesetze der alten Bundesländer, in denen der Anwendungsbereich des jeweiligen Schatzregals erweitert wurde.

An den rechtspolitischen Folgerungen des Autors lassen sich ebenfalls Fragezeichen anbringen. Vom Autor wird die Gefahr der „Verheimlichung von Schatzfunden“ in den Vordergrund gerückt (S. 194f.), das Anliegen der Denkmalschutzgesetze mit Schatzregal reduziert auf die Frage „Wem gehört der Schatz?“ (S. 18). Die Debatte hierüber verkennt, dass es nicht darum geht, möglichst viele Funde zu erlangen, vielmehr geht es der modernen Bodendenkmalpflege darum, Funde durch Private generell zu verhindern. Das rare Gut archäologischer Fundzusammenhänge darf nicht dem Hobby oder Gewinnstreben von Schatzsuchern preisgegeben werden. Die Möglichkeit einer Verhaltenssteuerung durch das Schatzregal wird vom Autor nicht einmal erwogen. Allzu sehr wird das Problem des Schatzregals auf fiskalische Interessen reduziert, derentwegen das Schatzregal angeblich bestehe (S. 24) und auf die „Attraktion eines aufgehäuften Schatzes“ in einem Museum (S. 204). Weiß ein Raubgräber, dass er in einem Bundesland kein Eigentum an wertvollen Bodenfunden erlangen kann, so kann bereits das den Anreiz zur Suche reduzieren.

Wenn der Autor die Tatsache feiert, dass in bestimmten Bundesländern Privatfunde massenhaft den Museen zeitweise überlassen werden, so übersieht er, dass in diesem Zeitpunkt wertvolle Informationen des Fundkontextes bereits unwiederbringlich zerstört sind und durch die ausführlichste wissenschaftliche Beschreibung des Fundobjekts nicht ersetzt werden können. Wissenschaftlichen Aussagewert hat ein Fundzusammenhang nur, wenn er fachkundig ergraben und dokumentiert wurde, wobei mehr und mehr die Erkenntnis wächst, dass ungestörte Fundkomplexe für zukünftige Forschungsvorhaben konserviert werden sollten. Das Buch krankt an dieser verkürzten Sichtweise. Es kann daher nicht den Abschluss der Diskussion um das Schatzregal bilden. Vielmehr ist es ein wertvoller Diskussionsbeitrag, der gerade wegen seiner reichhaltigen Informationen von allen, die sich mit der Frage des Schatzregals beschäftigen, gelesen werden sollte.

*Frank Fechner*

# Neuerscheinung

Südwestdeutsche Beiträge  
zur historischen Bauforschung  
Band 5

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Hausforschung, Regionalgruppe Baden-Württemberg, und vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart 2002. ISBN 3-927714-67-4.

Preis: 26.– Euro

Bezug: Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern. Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar.

Im Oktober 2002 ist der 5. Band der Südwestdeutschen Beiträge erschienen. Er versammelt Aufsätze zum städtischen und ländlichen Bauen sowie zum Thema Burgenbau. Im ersten Beitrag stellt Heiko Wagner die bislang noch wenig erforschte Baugeschichte der Burg Landeck im Kreis Emmendingen vor. Die Burgruine zeigt noch heute die Reste von zwei Palasbauten und einer großen Burgkapelle, die im 13. Jahrhundert in einen älteren Turm eingebaut wurde.

Unter dem Titel Nachverdichtung vor 700 Jahren – Die Häuser „Zum hinteren Bären“ und „Zum hinteren Kranich“ in Konstanz widmen sich Frank Löbbecke und Matthias Patzelt beispielhaft der Entwicklung des bürgerlichen Konstanzer Wohnbaus ab der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die vorgestellten Bauten dokumentieren die tief greifenden städtebaulichen Eingriffe im 13. und 14. Jahrhundert in der Stadt Konstanz.

Die Veränderungen, die der hochmittelalterliche Stadtgrundriss von Rottweil im frühen 17. Jahrhundert erfuhr, sind Thema des Beitrags von Stefan King und Werner Witmann über die „Neue Gasse“ in Rottweil. Anhand von archäologischen Befunden und Schriftquellen konnte die Schaffung einer neuen Verkehrsverknüpfung in der Zeit kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg belegt werden.

In ihrem Beitrag über Gut Watthalden in Ettlingen erläutern Robert Crowell und Barbara Kollia-Crowell die Baugeschichte einer klassizistischen Villenanlage. Anhand von acht überlieferten Entwürfen lassen sich die aufwändigen Planungen bis zur Verwirklichung der Villa mit repräsentativen Raumfassungen und reichen Tapetenaustattungen nachvollziehen.



Ausgehend vom zerstörten Speckseppelhof in Schramberg-Sulgen beleuchtet Stefan King in seinem Aufsatz ausführlich die Typologie der Bauernhäuser in der Region zwischen Schwarzwald und oberem Neckarraum. Für sieben weitere Häuser werden das konstruktive Hausgerüst, die Raumteilung und -nutzung, Wandbildung und Ausstattung in Bezug auf ihre Bauzeit und spätere Entwicklung mit einander verglichen.

Mit dem 1617 erbauten Wohnstallhaus aus Ammerbuch-Breitenholz (Kr. Tübingen) stellen Anja Krämer und Michael Hermann die Bau- und Nutzungsgeschichte eines Bauernhauses vor, das hundert Jahre nach seiner Errichtung als Bäckerei und Weinausschank diente und im Grundriss eine Variation des üblichen dreizonigen Schemas zeigt. Zwei spätmittelalterlichen Wirtschaftsgebäuden im Hof des Zisterzienserklosters Bebenhausen ist der Beitrag von Stefan Uhl gewidmet. Dabei liegt das Schwergewicht auf der Darstellung der Konstruktion der ehemaligen Klosterschmiede und des großen Stall- und Scheunenbaus.

Der letzte Beitrag von Jutta Ronke erweitert das Spektrum der baugeschichtlichen Themen in den Bereich der Volkskunde. Er beschäftigt sich mit dem Hausspruch „Steh fest mein Haus im Weltgebraus“, der um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in der Literatur sowie an Wohnhäusern zu finden ist.

*Anja Krämer*

# Mitteilungen

## Ortskernatlas Baden-Württemberg

Den Ortskernatlas gibt es in Einzelheften für 21 bedeutende historische Altstädte in Baden-Württemberg. Die Hefte beinhalten eine konzentrierte Darstellung der geschichtlichen und städtebaulichen Entwicklung der Städte. Daneben werden in einem umfangreichen Bild- und Kartenteil die aus bauhistorischer Sicht wichtigen Straßen und Plätze mit ihrer Bebauung vorgestellt.

Die Hefte sind eine besondere Form von Stadtführer, denn hier werden nicht die Einzelmonumente in den Vordergrund gerückt, sondern die historische Altstadt als Ganzes, der Ortskern als Denkmal, als Gesamtanlage. Selbst für Ortskundige ergeben sich so völlig neue Blickwinkel, und Ortsunkundige erhalten die Chance, das Besondere einer Stadt gerade auch auf Nebenwegen zu entdecken.

Die Arbeit am Ortskernatlas ist nun zugunsten der Denkmaltopographie Baden-Württemberg eingestellt worden, mit der sich das Landesdenkmalamt in eine bundesweit einheitliche Buchreihe einfügt (vgl. hierzu Heft 4, 2002, Seite 197 ff.). Deshalb haben sich das Landesdenkmalamt und das Landesvermessungsamt als Herausgeber zu einem Sonderverkauf entschlossen.

Gemeinde	Erscheinungs-Jahr	Preis in Euro
Ladenburg	1984	2,-
Esslingen am Neckar	1985	2,-
Schwäbisch Gmünd	1985	2,-
Schwäbisch Hall	1986	2,-
Leonberg	1986	2,-
Herrenberg	1986	2,-
Waiblingen	1987	2,-
Markgröningen	1987	2,-
Bietigheim-Bissingen	1988	2,-
Meersburg	1988	2,-
Ravensburg	1988	2,-
Rottweil	1989	2,-
Schorndorf	1989	2,-
Villingen-Schwenningen	1991	2,-
Vaihingen/Enz	1992	2,-
Baden-Baden	1993	10,-
Überlingen	1994	5,-
Marbach	1995	5,-
Langenburg und Schrozberg	1996	5,-
Kirchberg/Jagst	1997	5,-
Vellberg	1998	5,-



Alle Hefte sind nur erhältlich, solange der Vorrat reicht.

Schriftliche Bestellung bis zum 31. 10. 2003:

**Dr. Ulrike Plate**

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Berliner Straße 12

73728 Esslingen am Neckar

Fax: 0711/66463-444

E-Mail: [ulrike.plate@lda.bwl.de](mailto:ulrike.plate@lda.bwl.de)

## Quartalsmagazin besteht seit zehn Jahren

„Schlösser“ – ein Wegweiser durch Baden-Württemberg

Prächtige Schlösser, weitläufige Gärten, trutzige Burgen, imposante Ruinen, monumentale Klosteranlagen, majestätische Kirchen – etwa 150 landes- und kulturgeschichtlich bedeutsame Bauwerke sowie 90 Gärten und Parks gehören dem Land Baden-Württemberg. Seit zehn Jahren beschäftigt sich „Schlösser Baden-Württemberg“, ein Quartalsmagazin des Staatsanzeiger-Verlags, mit diesem reichen Kulturbesitz.

Sachkundige Autoren, darunter Fachleute der „Staatlichen Schlösser und Gärten“, verfassen Herrscherbiografien, stellen bekannte und vergessene Künstler vor, beschäftigen sich mit der Baugeschichte von Schlössern oder Klöstern oder mit wichtigen Kunstwerken. Beschrieben werden auch die Anstrengungen, die notwendig sind, um wertvolle Baudenkmäler und ihre Innenausstat-



tungen zu erhalten, zu restaurieren bzw. originalgetreu zu ergänzen, damit badische und württembergische Schlösser den Glanz vergangener Tage bewahren oder zurückgewinnen. Ausflugstipps, Beiträge der Landeszentrale für politische Bildung und ein ausführlicher Terminkalender ergänzen die Themenpalette.

Wie viele interessante Aspekte ein Objekt in sich birgt, lässt sich an einem prominenten Beispiel aufzeigen: Schloss Heidelberg ist ein Besuchermagnet, der in jedem Jahr mehr als 1,2 Millionen Menschen anzieht. Sie kommen immer wieder, um die stimmungsvolle Ruine zu besichtigen. Sie kommen auch, um unter sachkundiger Führung mehr über die Vergangenheit der größtenteils zerstörten Anlage zu erfahren, um die neue Dauerausstellung über die ältere Pfälzer Geschichte oder die Präsentation über „Heidelberg im Zeitalter der Romantik“ anzuschauen, bzw. das Museum im Friedrichsbau zu besuchen. Über die zuletzt genannten Neuerungen hat „Schlösser Baden-Württemberg“ in den vergangenen zehn Jahren berichtet.

Es finden sich zudem Artikel über den Winterkönig Friedrich V. von der Pfalz (1596–1632) und seine vielgerühmte Gartenschöpfung, den „Hortus Palatinus“, einst als achtes Weltwunder gepriesen. Erinnert wird an Lieselotte von der Pfalz (1652–1722), die Chronistin einer Epoche, oder an den Kurfürsten Ruprecht III. (1352–1410), dem vor rund 600 Jahren der Griff nach der deutschen Krone gelang. Hinweise auf Sonderführungen, die sich mit persönlichen Schicksalen, aber auch mit architektonischen Fragen befassen, finden sich in „Schlösser Baden-Württemberg“

ebenso wie Reportagen, die unerwartete Geheimnisse enthüllen. Beispielsweise über geschützte Fledermäuse, die sich in verschiedenen Bereichen des Heidelberger Schlosses einquartiert haben und den Zeitplan für Sanierungsmaßnahmen schon mal durcheinander bringen können.

Die Quartalszeitschrift „Schlösser Baden-Württemberg“ wird in einer Auflage von rund 33 000 Exemplaren in Zusammenarbeit mit dem beim Finanzministerium angesiedelten Verwaltungsbereich „Staatliche Schlösser und Gärten“ herausgegeben. Zu erwerben ist das Magazin im Abonnement oder als Einzelheft in vielen der staatlichen Objekte.

Nähere Informationen unter Tel. 0711/66601-34 oder E-Mail: [prospektservice@staatsanzeiger.de](mailto:prospektservice@staatsanzeiger.de). „Schlösser“ gibt es auch im Internet unter [www.schloesser-magazin.de](http://www.schloesser-magazin.de).

*Barbara Erbsen-Haim*

### Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Esslingen am Neckar

Berliner Straße 12

Herausgegeben von der Stadt Esslingen am Neckar und dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

Esslingen am Neckar 2003.

61 Seiten mit 52 Abbildungen. Preis: 3.– Euro  
Bezug: Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte  
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar

Diese reich bebilderte Festschrift erschien zur Einweihung des neuen Dienstsitzes des Landesdenk-



malamtes in Esslingen Ende Mai 2003. Knapp wird die wechselhafte Geschichte des 1877 errichteten ehemaligen Schelztor-Gymnasiums beschrieben. Dabei wird die Bedeutung des Schelztor-Gymnasiums für die Stadt Esslingen besonders betont. Dies führte Ende der 1990er Jahre dazu, dass die Gebäudeanlage nicht abgebrochen wurde, sondern zum neuen Dienstsitz des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg umgenutzt werden konnte.

Die am Umbau des Gebäudes und am Neubau für die Restaurierungswerkstatt und die Archäologische Denkmalpflege Beteiligten – Architekten und Denkmalpfleger – schildern die Instandsetzungs- und Umbaumaßnahmen, auch wieweit die denkmalpflegerische Konzeption trotz nutzungsbedingter Substanzeingriffe umgesetzt werden konnte.

Zwischen 150–260 n. Chr. bestanden hier in Öhringen, etwa im Zentrum des vorderen obergermanischen Limes, zwei römische Kastelle, umgeben von einer ausgedehnten zivilen Siedlung. Nur wenig entfernt bildeten Palisaden, Graben, Wall und Wachttürme die Außengrenze des römischen Weltreiches.

Innerhalb einer Wanderausstellung informiert das Landesdenkmalamt über Hintergründe, Inhalte und Auswirkungen des zur Zeit laufenden Antrages zur Aufnahme des Limes in die UNESCO-Liste der Welterbestätten.

Zahlreiche spektakuläre Bodenfunde zeugen von der Bedeutung des limeszeitlichen Öhringen. Ausgehend von den beiden ehemaligen Kastellanlagen im heutigen Weichbild der Stadt – dem „Bürgerkastell“ und dem „Kastell beim Rendellstein“ – wird die Rolle des antiken Ortes als wichtigem Grenzposten an der Nordseite des römischen Reiches thematisiert.

In diesem Zusammenhang ist besonders die frühe archäologische Forschung des 18. Jahrhunderts durch Christian Ernst Hanßelmann, hohenlohischem Archivar und Regierungsrat in Öhringen, erwähnenswert.

Ein weiterer Teil der Ausstellung behandelt anhand zahlreicher Steindenkmäler die Religion an einem Truppenstandort am Limes, in welchem Soldaten, durchreisende und ansässige Händler und Einheimische aus Gallien und Germanien ein buntes Bevölkerungsgemisch bildeten.

Der Großteil der Denkmäler, welche innerhalb der letzten 200 Jahre im heutigen Stadtgebiet gefunden wurde, wird hier erstmalig gemeinsam ausgestellt und stammt aus den Beständen des Württembergischen Landesmuseums.

Zahlreiche Kleinfunde, wie Bronzestatuetten, Keramik, Werkzeuge usw., liefern Informationen zum Leben im römischen Öhringen und geben einen umfassenden Einblick in den Alltag einer Grenzsiedlung vor 1800 Jahren.



### Fundort Öhringen Soldaten und Götter am Limes

Sonderausstellung anlässlich der 750 Jahr-Feier der Stadt Öhringen.

27. Mai bis 3. August 2003

Alte Turnhalle Öhringen

Hunnenstraße 24

74 613 Öhringen

Stadt Öhringen in Zusammenarbeit  
Württembergisches Landesmuseum Stuttgart  
Archäologisches Landesmuseum  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg  
Weitere Informationen zur Ausstellung und zu den Veranstaltungen

Tel. 0 79 41 / 3 53 94 oder 0 79 41 / 6 81 18

Mittwoch bis Freitag: 9.30–12.30 Uhr

Samstag, Sonntag: 14–18 Uhr

# Personalia

## Dr. Michael Goer Abteilungsleiter Bau- und Kunstdenkmalpflege

Seit April 2003 ist Dr. Michael Goer neuer Leiter der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege mit Dienstsitz in Esslingen. Er trat die Nachfolge von Dipl.-Ing. Franz Meckes an, der aus gesundheitlichen Gründen Ende Oktober 2002 in den vorzeitigen Ruhestand ging.

Geboren 1951 in Soest (Westfalen), studierte Michael Goer an den Universitäten Münster und Tübingen die Fächer Kunstgeschichte, Volkskunde bzw. Empirische Kulturwissenschaft und Allgemeine Rhetorik. Das Interesse an der Hausforschung entwickelte sich bei ihm bereits zu Anfang des Studiums durch die Teilnahme an Übungen von Prof. Dr. Josef Schepers, dem bedeutendsten Bauernhausforscher Westfalens. Michael Goer schloss sein Studium 1980 in Tübingen mit einer kunsthistorisch-kulturwissenschaftlichen Dissertation über illustrierte Flugblätter im Dreißigjährigen Krieg ab. Seit Februar 1981 ist er am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg tätig. Er arbeitete zunächst in der Außenstelle Tübingen als wissenschaftlicher Angestellter im Referat Inventarisierung und erfasste die Bau- und Kunstdenkmale im Bodenseekreis. Im Februar 1988 wurde ihm die Leitung der Listeninventarisierung im Regierungsbezirk Stuttgart übertragen. Sein Wechsel in die praktische Bau- und Kunstdenkmalpflege erfolgte im April 1995. In Doppelfunktion betreute er fortan als Gebietsreferent den Hohenlohekreis, zeitweise zusätzlich auch den Kreis Esslingen, und war als Referent für besondere und überregionale Aufgaben in der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege tätig. Im Dezember 2001 wurde Michael Goer Leiter des Referats der Bau- und Kunstdenkmalpflege für den Regierungsbezirk Tübingen und leitete seit Februar 2002 auch die dortige Außenstelle. Einen wesentlichen Aspekt seiner Arbeit sah er sehr früh darin, erworbenes Denkmalwissen innerhalb und außerhalb des Amtes anschaulich zu vermitteln. Die Erarbeitung gattungsspezifischer Kriterien bei der Denkmalbewertung und die Mitwirkung an der Konzeptfindung zur Bau- und Kunstdenkmalpflege stellten zentrale Aufgaben seiner bisherigen Tätigkeit in der Fachbehörde dar. Seit 1990 lehrt er am Institut für Kunstgeschichte der Universität Stuttgart als Lehrbeauftragter den Themenbereich Denkmalpflege und Baugeschichte. Im erweiterten Vorstand des internationalen „Arbeitskreises für Hausforschung“ vertritt er die Belange der historischen Bauforschung für die Region Baden-Württemberg.

Als Abteilungsleiter sieht er seinen eigenen Schwerpunkt in der inhaltlichen und strukturellen Arbeit für die Bau- und Kunstdenkmalpflege im Lande. Insbesondere gilt es, angesichts des gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandels die konservatorische Praxis auf den Prüfstand zu stellen, ggf. neu zu definieren und weiter zu entwickeln. In der festen Überzeugung, dass die Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg in quantitativer und qualitativer Hinsicht beachtliche restauratorische und konservatorische Ergebnisse vorzuweisen hat, möchte er die Leistungen in der breiten Öffentlichkeit noch stärker als bisher bekannt machen. Darüber hinaus soll die Bau- und Kunstdenkmalpflege auch zu aktuellen Fragestellungen fachlich kompetent und zugleich publikumsorientiert Stellung beziehen.

## Dipl.-Rest. Andreas Menrad Leiter Referat 15 Restaurierung

Andreas Menrad, Jahrgang 1956, wuchs in Tübingen auf, wo er 1976 mit einem Restaurierungspraktikum seine berufliche Laufbahn begann. 1980–84 Studium am Institut für Technologie der Malerei an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Stuttgart. Sein Diplom schloss er im Herbst 1984 ab mit einer Arbeit zum Thema „Farbe und Architektur im frühen 20. Jahrhundert: Grundlagen, Beispiele und Techniken – unter besonderer Berücksichtigung von Bruno Taut“. Vom Frühjahr 1985 bis zum Frühjahr 1994 war Andreas Menrad in der Restaurierungswerkstatt des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg angestellt, zunächst befristet zur Leitung eines einhalbjährigen Konservierungsprojekts. Von April 1994 bis Frühjahr 2003 war er Leiter der Abteilung Restaurierung am Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege. Neben den üblichen Amtsaufgaben war er mit der Leitung und Mitarbeit im Rahmen drittmittelfinanzierter Forschungs- und Konservierungsprojekte, Erstellung von Datenbanken, Verfahrensentwicklungen zur digitalen Bildverarbeitung befasst. Von 1997 bis 2000 war Andreas Menrad erster Vorsitzender des Deutschen Restauratorenverbands DRV; nach der Fusion der Verbände zum Verband der Restauratoren war er Vorsitzender der Landesgruppe Brandenburg im VDR. Seit 1.3.2003 ist Andreas Menrad Leiter des Referats 15 Restaurierung am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Erstes Ziel des Referats Restaurierung ist die langfristige Erhaltung historischer Denkmalsubstanz unter Berücksichtigung ihres Quellencharakters, und zwar durch Entwicklung und Umsetzung der den jeweiligen spezifischen Objekteigenschaften optimal ange-



*Dr. Michael Goer*



*Dipl.-Rest. Andreas Menrad*



Monika Loddenkemper  
M.A.



Dr. Andrea Bräuning

passten Verfahren und Technologien. Hierbei sollen die unter Helmut F. Reichwald etablierten Maßstäbe auch weiterhin, d.h. unter den anstehenden Veränderungen in der Denkmalpflege landesweit Anwendung finden.

Als eine der wichtigsten Voraussetzungen für die kontinuierliche Qualitätssicherung im Bereich der Konservierung und Restaurierung auch – über Bezirksgrenzen hinweg – ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit zu nennen, wie sie im Referat selbst zwischen den für die verschiedenen Fachbereiche zuständigen AmtsrestauratorInnen und den beiden Naturwissenschaftlerinnen stattfindet, aber auch mit den anderen Spezialisten und Fachreferaten des Denkmalamtes. Ebenso unverzichtbar für die Maßnahmenumsetzung auf hohem fachlichen Niveau ist die Zusammenarbeit mit den kirchlichen und staatlichen Bauämtern, den wissenschaftlichen Instituten und Hochschulen, hier besonders den Restaurierungsfachbereichen, sowie den freiberuflich oder in Museen tätigen Restauratoren; insbesondere ist hier der Verband der Restauratoren VDR zu nennen. Daher soll auch zukünftig der konstruktive Diskurs zur denkmalgerechten Lösung mit allen Partnern angestrebt werden.

**Monika Loddenkemper M.A.  
Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Außenstelle Freiburg**

Monika Loddenkemper wurde 1966 in Lippstadt (Westfalen) geboren und studierte Kunstgeschichte, Theaterwissenschaften und Germanistik an den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Berlin. In verschiedenen Projekten für das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege und das Landesdenkmalamt Berlin konnte sie während des Studiums Einblick in mehrere Arbeitsfelder der Denkmalpflege nehmen. So entstand auch die Abschlussarbeit, eine Monographie über ein brandenburgisches Renaissanceschloss, in enger Zusammenarbeit mit dem Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege.

Während ihres anschließenden Volontariates am Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege von 1998 bis 2000 war sie ein knappes Jahr in der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege für den Kreis Teltow-Fläming zuständig. Im direkten Anschluss war Frau Loddenkemper von Mai 2000 bis Januar 2001 als Gebietsreferentin in der praktischen Bau und Kunstdenkmalpflege beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Stuttgart für die Städte im Kreis Esslingen und die Stadt Göppingen tätig. Danach wechselte sie an die Untere Denkmalschutzbehörde des brandenburgischen Kreises Dahme-Spreewald, wo sie

Einblicke in die kommunale Denkmalpflege gewann.

Seit 1. September 2001 arbeitet Monika Loddenkemper als Referentin in der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege des Landesdenkmalamtes. Sie betreut den Landkreis Tuttlingen, die Städte Donaueschingen und St. Georgen im Schwarzwald-Baar-Kreis und den Gemeindeverwaltungsverband Stockach des Landkreises Konstanz.

Grundanliegen ist für sie das partnerschaftliche Arbeiten mit den Spezialreferaten im Haus, den Kollegen der Unteren Denkmalschutzbehörden, Bauämtern, Architekten, den privaten Bauherren und Handwerksbetrieben. Das konstruktive Entwickeln von Lösungen gemeinsam mit allen Beteiligten und die Begleitung von Maßnahmen bei möglichst ungeschmälerter Erhalt und langfristiger Überlieferung des Kulturdenkmales sind ihr wichtig.

**Dr. Andrea Bräuning  
Leiterin Referat 23 Archäologische  
Denkmalpflege Außenstelle Freiburg**

Seit Februar 2003 leitet Dr. Andrea Bräuning in Nachfolge von Prof. Dr. Gerhard Fingerlin das Referat 23 Archäologische Denkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg. Andrea Bräuning wurde 1956 geboren und verbrachte ihre Jugend am Bodensee. Nach der Ausbildung zur Schriftsetzerin in Konstanz und Auslandsaufenthalten studierte Frau Bräuning 1984–1989 Vor- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Deutsch als Fremdsprache in München und Athen; 1989 erfolgte der Magister, 1991 die Promotion, beides in München.

Seit 1992 ist Andrea Bräuning beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg als Referentin für die Stadtarchäologie in Baden-Württemberg tätig und war verantwortlich für das landesweite Inventarisationsprojekt „Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg“, der für die ca. 300 mittelalterlichen Städte erstellt wird. Ferner lagen in ihrem Verantwortungsbereich die langjährigen Großgrabungen der Schwerpunkte Konstanz und Ulm.

1999–2000 besuchte sie die Führungsakademie des Landes Baden-Württemberg in Karlsruhe, um sich für zukünftige Führungsaufgaben zu qualifizieren.

Frau Bräuning verfasste zahlreiche Veröffentlichungen, darunter zur frühen Stadtgeschichte, z.B. zu den Befestigungsanlagen von Ulm, sowie einige Hefte des „Archäologischen Stadtkatasters“. Über ihr Wirken als Konservatorin berichtete sie auch regelmäßig im „Nachrichtenblatt“. Einen Schwerpunkt ihrer Tätigkeit sieht Andrea

Bräuning in der verständlichen Vermittlung des erworbenen Wissens, sei es als Lehrbeauftragte an der Universität (seit 1992), bei Fortbildungen der Unteren Denkmalschutzbehörden oder öffentlichen Vorträgen, bei der Mitwirkung an zahlreichen Ausstellungen oder durch populäre Aufsätze und Beiträge für unterschiedlichste Adressaten. Weitere Schwerpunkte und Ziele ihrer denkmalpflegerischen Arbeit sind eine flächendeckende und alle Zeitepochen umfassende Archäologie im Regierungsbezirk Freiburg. Dazu gehört neben dem Blick über den Schwarzwald auch der Blick über den Rhein, denn der Klettgau kann nicht ohne die Schweiz und das Markgräflerland nicht ohne das Elsass gesehen werden. Auch der Schwarzwald wird sich keinesfalls als der lebensfeindliche Raum erweisen, für den man das bewaldete Mittelgebirge für die Zeit vor dem Hochmittelalter gehalten hat. Diese programmatische Absichtserklärung kann nur durch eine intensive Zusammenarbeit mit den Landkreisen und Kommunen sowie den Unteren Denkmalschutzbehörden und durch einen Stamm an festen Mitarbeitern und ehrenamtlichen Mitarbeitern geleistet werden, deren Präsenz in der Fläche Voraussetzung für eine qualitätvolle, denkmalpflegerische Arbeit ist.

**PD Dr. habil. Dirk L. Krausse**  
**Leiter Referat 25 Großgrabungen**  
**und zentrale Fachdienste**

Im März 2003 übernahm Dirk Krausse die Leitung des Referats Großgrabungen und zentrale Fachdienste in der Nachfolge von Dr. Sebastian Sommer. Dirk Krausse, geb. 1962, studierte Ur- und Frühgeschichte, Völkerkunde, Volkskunde und Anthropologie an den Universitäten Göttingen und Kiel. Seine 1993 in Kiel eingereichte Dissertation ist der kulturgeschichtlichen Einordnung der Trink- und Speisegeschirre aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf gewidmet. Sie wurde mit dem Kurt-Bittel-Preis für süddeutsche Altertumskunde ausgezeichnet. Ab Februar 1994 war Herr Krausse als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Schwerpunktprogramm Romanisierung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) beschäftigt. Von November 1995 bis Oktober 2001 arbeitete er als Assistent am Kieler Institut für Ur- und Frühgeschichte; gleichzeitig leitete er verschiedene Ausgrabungs- und Forschungsprojekte, u.a. die Großgrabungen in der keltisch-römischen Siedlung von Wallendorf im Trierer Land. Seine 2001 an der Philosophischen Fakultät der Universität Kiel eingereichte Habilitationsschrift ist der Erforschung des eisenzeitlichen Kultur-

wandels und der Romanisierung in Ostgallien gewidmet. Nach der Ernennung zum Privatdozent im Juli 2001 war er als Akademischer Rat an der Universität Kiel beschäftigt und leitete Ausgrabungen prähistorischer und römischer Siedlungen in der Eifel und in Burgund. Im Mai 2003 wurde er zum wissenschaftlichen Koordinator eines neuen Schwerpunktprogramms der DFG ernannt. Dieses Forschungsprogramm hat die archäologische Erforschung von frühkeltischen Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozessen im süddeutschen Raum zum Thema. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der keltischen Archäologie, der Romanisierungsforschung sowie der Koordinierung von Archäologie und Naturwissenschaften. Diesen Themen wird er sich auch in der neuen Stellung am Landesdenkmalamt widmen. Eine seiner Hauptaufgaben sieht Dirk Krausse in der Beschreibung neuer Wege bei der Verzahnung von wissenschaftlichen und konservatorischen Belangen, in der archäologischen Schwerpunktbildung sowie in der Erarbeitung von Konzepten zur Durchführung und Veröffentlichung von Großgrabungen.

#### Zur Erinnerung an Wolfgang Erdmann

Am 15. 1. 2003 verstarb unerwartet im Alter von nicht ganz 58 Jahren Wolfgang Erdmann in Königstein / Taunus. Sein Name und sein Wirken waren über viele Jahre eng mit der Arbeit der Denkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg, insbesondere mit der Insel Reichenau verbunden. Wolfgang Erdmann, am 13. 5. 1945 in Walsrode geboren, studierte in Tübingen (1966–1968) und Freiburg (1968–1970) Kunstgeschichte, Vor- und Frühgeschichte, Christliche Archäologie und Kirchengeschichte. Besonders geprägt wurde er von seinem Doktorvater Günter Bandmann und von Adolf Weiss, der die Betreuung der Dissertation nach dessen Tod übernahm. Bereits als Student führte Wolfgang Erdmann für das damalige staatliche Amt für Denkmalpflege in Freiburg zahlreiche archäologische Notgrabungen in Kirchen durch, die zumeist durch den Einbau von Heizungsanlagen hervorgerufen wurden: so unter anderem in den Pfarrkirchen von Mimmenhausen (Bodenseekreis), Mühlhausen und Bodman (Kreis Konstanz), Mistelbrunn bei Bräunlingen (Schwarzwald-Baar-Kreis) oder im Freiburger Münster. Diese archäologische Tätigkeit erfolgte zu einer Zeit, da die Archäologie des Mittelalters als eigenständiges Aufgabengebiet innerhalb der staatlichen Denkmalpflege in Baden-Württemberg sich erst allmählich etablieren konnte. Von Anfang an war Wolfgang Erdmann nicht nur am



*Dr. Dirk L. Krausse*



*Wolfgang Erdmann*

archäologischen Befund, an Kirchengrundrissen, an Bestattungen oder gar nur auffälligen Funden interessiert. Vielmehr bemühte er sich immer um die Zusammenhänge mit dem bestehenden Bauwerk, seiner Ausstattung und seinem baugeschichtlichen Werdegang. Die archäologische Bauforschung war selbstverständlicher Bestandteil seiner Tätigkeit. So war er immer ein idealer Mitarbeiter für die Konservatoren, der die vielfältigen Anforderungen an einen Denkmalpfleger sachkundig wahrnahm und gegenüber Bauleuten und Bauherren nachdrücklich vertrat.

Im Jahr 1970 übernahm er im Auftrag der Denkmalpflege Freiburg die Leitung der archäologischen Ausgrabungen in der Kirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell, die aufgrund einer bevorstehenden umfassenden Kirchenrestaurierung und dem Einbau einer Heizungsanlage unumgänglich geworden war. Auch hier beschränkte er sich nicht auf die Durchführung der Ausgrabungen, sondern er nahm gewissermaßen die denkmalpflegerische Bauleitung vor Ort wahr. Er sorgte für ständigen Informationsaustausch zwischen dem Denkmalamt, dem Erzbischöflichen Bauamt Konstanz, den Bauhandwerkern und Restauratoren und der Kirchengemeinde.

Seinem Temperament entsprechend ging das nicht immer ohne Dispute vonstatten. Aber seine ständige Wachsamkeit über das „Wohlergehen“ der Niederzeller Kirche half manches Mal vorschnelle Entscheidungen und fehlerhafte Eingriffe zu vermeiden. Seiner Aufmerksamkeit ist es zu verdanken, dass beim Ausbau des vorgeblich aus dem 19. Jahrhundert stammenden Sandsteinfußbodens im Kirchenschiff rechtzeitig die Flechtwerkreliefs auf deren Unterseite entdeckt und die Platten somit als Teile spätgotischer Chorschranken erkannt wurden.

Ebenso erkannte er als Erster auf der Unterseite der Mensaplatte des Hochalters die mit Tinte aufgetragenen oder in den Stein eingeritzten Namenszüge von Personen des 9. und 10. Jahrhunderts, wodurch diese Platte gewissermaßen als monumentales „Verbrüderungsbuch“ identifiziert werden konnte.

Über die Grabungsergebnisse und die Erkenntnisse aus der Bauforschung und restauratorischen Untersuchungen verfasste Erdmann eine größere Zahl von Vorberichten. Zum abschließenden Grabungsbericht, der wesentlicher Bestandteil der geplanten Dissertation werden sollte, ist er leider nie gekommen. Er verließ den Bodensee 1976 und wechselte an den Sonderforschungsbereich 17 in der Stadt Lübeck. Über Jahre hinaus verbrachte er mehrere Urlaubswochen auf der Insel Reichenau, um an der Auswertung der Grabungen in Niederzell weiter zu arbeiten. Doch die neuen Forschungsaufgaben in Lübeck taten das

ihre, um die Reichenau-Probleme allmählich in den Hintergrund zu drängen.

Mit Erdmanns Ausscheiden aus dem Lübecker Amt 1989 brachen auch die Kontakte zum Freiburger Amt endgültig ab. Seither lebte Wolfgang Erdmann als freier Autor in Königstein im Taunus. Hier arbeitete er für den Verlag Langewiesche-Nachfolger. Bereits 1974 hatte er erstmals in der Reihe „Langewiesche – Bücherei“ das mittlerweile in 12. Auflage vorliegende Bändchen zur Insel Reichenau bearbeitet. Es zeigt in besonderem Maß die Fähigkeit des Autors, in fachkundig prägnanter und dennoch allgemein verständlicher Weise eine fundierte Einführung in die Kunst- und Kulturgeschichte der Klosterinsel zu vermitteln. Weiter Bände der Reihe, die Erdmann bearbeitete, sind unter anderem den Zisterzienser-Klöstern Chorin und Doberan gewidmet. Außerdem wendete er sich der Orts- und Baugeschichte von Königstein zu und betreute das dortige Stadtmuseum.

Zahlreiche „Nachwuchsarchäologen und Nachwuchshistoriker“ haben ihre ersten, oftmals prägenden Erfahrungen auf Ausgrabungen bei Wolfgang Erdmann auf der Insel Reichenau gemacht. Manche Anekdote ist über ihn auch heute noch im Umlauf. Er war ein temperamentvoller, unermüdlicher Forscher, manchmal kam auch ein epikureischer Zug zum Vorschein, immer wieder auch ein leicht skurriler Humor. Nie suchte er einen bequemen, verbindlichen Kompromissweg, wenn es darum ging, seine Überzeugungen zu vertreten, was ihm und den anderen den Umgang miteinander nicht gerade leichter machte. Wolfgang Erdmann war ein beeindruckender Kollege, dessen Wirken in Archäologie, Kunstgeschichte und Denkmalpflege besonders auf der Insel Reichenau nicht vergessen wird. Auf dem Friedhof in Niederzell fand er seine letzte Ruhestätte.

*Peter Schmidt-Thomé*

## Abbildungsnachweis

LDA Esslingen (F. Pilz): Titelbild, 179 Abb. 16;  
LDA Esslingen: 187, 188;  
LDA Esslingen (U. Roggenbuck-Azad): 138–147 Abb. 25, 148;  
LDA Karlsruhe (R. Auch): 150 Abb. 2, 159;  
LDA Karlsruhe (B. Hausner): 153 Abb. 7–9, 168, 169, 170, 171;  
LDA Karlsruhe (C. Kieser): 183–185;  
LDA Karlsruhe: 152–154, 157, 158, 186;  
LDA Tübingen: 180 oben;  
LDA Tübingen (J. Feist): 173–178, 180, 181;  
Stadt Esslingen (Wiedemann): 138; 147 Abb. 26;  
Th. Schwarz (Urbach): 156 Abb. 16, 159 Abb. 20, 171 Abb. 13, 172;  
Privat: 197–199;  
Diözesanarchiv Rottenburg: 174;  
Generallandesarchiv Karlsruhe: 151, 154, 155;  
Architekturmuseum Basel: 182;  
Aus: Das Salemer Münster. Befunddokumentation und Bestandsicherung an Fassaden und Dachwerk. Arbeitsheft LDA (Stuttgart 2002): 161–163 Abb. 4, 164–167;  
Aus: Corpus Vitrearum Medii Aevi (CVMA) Deutschland, Band 1, I: Schwaben (Berlin 1958) Abb. 556/7: 163 Abb. 5;  
Aus: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Kreises Waldsee (Stuttgart, Berlin 1943) 195–177 Abb. 11.

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

**Das Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

### Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit, Restaurierung, Technische Dienste, Zentralbibliothek

Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar

Tel. 0711 / 6 64 63-0

Fax 0711 / 6 64 63-444

[www.landesdenkmalamt-bw.de](http://www.landesdenkmalamt-bw.de)

### Dienststelle Esslingen am Neckar (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Archäologische Denkmalpflege**  
**Inventarisierung**

Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Telefon 0711 / 6 64 63-0  
Telefax 0711 / 6 64 63-444

**Unterwasserarchäologie/  
Pfalbauarchäologie**

Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon 07735 / 30 01  
Telefax 07735 / 16 50

### Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Archäologische Denkmalpflege**  
**Inventarisierung**

Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe  
Telefon 0721 / 926-48 01  
Telefax 0721 / 926-48 00

### Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Inventarisierung**

Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Breisgau  
Telefon 0761 / 7 03 68-0  
Telefax 0761 / 7 03 68-44

**Archäologische Denkmalpflege**

Marienstraße 10 a  
79098 Freiburg/Breisgau  
Telefon 0761 / 2 07 12-0  
Telefax 0761 / 2 07 12-11

**Archäologie des Mittelalters**

Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Breisgau  
Telefon 0761 / 7 03 68-0  
Telefax 0761 / 7 03 68-66

### Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Archäologische Denkmalpflege**  
**Inventarisierung**

Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen  
Telefon 07071 / 9 13-0  
Telefax 07071 / 9 13-201